



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Die Bedeutung von Arbeit für junge Erwachsene mit
Arbeitslosigkeitserfahrungen in Wien“

verfasst von / submitted by

Tamara Brandstätter, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2018 / Vienna 2018

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Soziologie

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Mag. Dr. Bernhard Kittel

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	II
Danksagung	IV
Abstract	VI
Keywords	VI
1. Einleitung	1
1.1 Aufbau der Masterarbeit	3
2. Wissenschaftstheoretische Einbettung: Das interpretative Paradigma	5
2.1 Phänomenologie	6
2.1.1 Zur Verwendung des Begriffes „Sinn“ innerhalb der Phänomenologie	7
3. Stand der Forschung	9
3.1 Was ist Arbeit?	9
3.1.1 Empirische Studien zur Bedeutung von Arbeit	11
3.2 Arbeitslosigkeit als Pendant zur Erwerbsarbeit	14
3.2.1 Definition von Arbeitslosigkeit	15
3.2.2 Gründe für Arbeitslosigkeit	15
3.2.3 Folgen von Arbeitslosigkeit	17
3.2.4 Empirische Studien zur Bedeutung von Arbeit für arbeitslose Personen	21
3.3 Bedeutung von Arbeit für spezifische Zielgruppen – NEETs und Generation Y	24
4. Problemstellung & Forschungsfrage	27
5. Forschungsdesign & Methode	29
5.1 Objektive Hermeneutik – eine theoretische Einordnung	29
5.2 Datenerhebung & Auswahl der InterviewpartnerInnen	30
5.3 Objektive Hermeneutik – das konkrete Vorgehen	33
5.3.1 Sequentielle Feinanalyse	34
5.4 InterpretInnen – wer ist dafür geeignet?	39
5.4.1 Interpretationsgruppen – ein partizipativer, transdisziplinärer und interdisziplinärer Forschungsansatz	39
6. Empirische Ergebnisse	42
6.1 Falldarstellungen – subjektive Sinnstrukturen zum Thema Bedeutung von Arbeit	42
6.1.1. Fallstrukturen aus dem ersten ausgewählten Interview	42
6.1.2 Fallstrukturen aus dem zweiten ausgewählten Interview	54
6.1.3 Fallstrukturen aus dem dritten Interview	60
6.1.4 Fallstrukturen aus dem vierten Interview	66
6.2 Objektive Sinnstrukturen zum Thema Bedeutung von Arbeit	74
6.2.1 Objektive Sinnstruktur 1: Arbeit als zentrale Bedeutungsstruktur	74
6.2.2 Objektive Sinnstruktur 2: Arbeit als/zur Sinnstiftung	75

6.2.3 Objektive Sinnstruktur 3: Arbeit als Strukturelement.....	76
6.2.4 Objektive Sinnstruktur 4: Arbeit zur Selbstaufwertung und Integration in die Gesellschaft.....	77
7. Diskussion & Beantwortung der Forschungsfrage	79
8. Fazit & Schlussfolgerungen	83
8.1 Limitationen & Ausblick	83
Literaturverzeichnis	87

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1 InterviewpartnerInnen	31
Tabelle 2 Fallstrukturen - Interviewpartner 01.....	53
Tabelle 3 Fallstrukturen - Interviewpartner 02.....	59
Tabelle 4 Fallstrukturen - Interviewpartnerin 03.....	65
Tabelle 5 Fallstrukturen - Interviewpartner 04.....	73

Danksagung

Ich bedanke mich vielmals bei Univ.-Prof. Mag. Dr. Bernhard Kittel in seiner Funktion als Betreuer, für seine Unterstützung, seine Feedbacks im Konversatorium und dafür, dass ich in dem Projekt „Jung und auf der Suche nach Wien“ (JUSAW) mitarbeiten konnte. Ebenso bedanke ich mich für das spannende Interviewmaterial, welches ich für meine Masterarbeit verwenden durfte.

Großer Dank gebührt den Interpretationspartnerinnen und Interpretationspartnern, ohne die diese Masterarbeit methodisch nicht umsetzbar gewesen wäre. Ich danke euch für eure Sichtweisen, die meine erweitert haben. Danke, dass ihr mir in eurer Freizeit dabei geholfen habt die intersubjektive Nachvollziehbarkeit meiner Arbeit zu erhöhen und meinen forschungsethischen Ansprüchen an Wissenschaft als partizipativem Prozess nachzukommen. Überdies bedanke ich mich für die extrem lustigen und spannenden Stunden bei (alphabetische Reihenfolge): Alexander Aschenbrenner, Christina Brandstätter, Manfred De Pari, Lukas Gersthofer, Alexander Hartveld, Barbara Klusacek, Roman Schenk, David Schiestl, Eric Spanik, Linda Stangl, Mario Schwarz und Elena Tröscher.

Ich bedanke mich bei Nikolaus Pöchlhacker für seine Expertise und seine Unterstützung. Dein großartiges Überblickswissen hat mir geholfen einen nachvollziehbaren Narrativ und das große Ganze nie aus den Augen zu verlieren.

Ich bedanke mich bei Barbara Klusacek für ihre sowohl inhaltliche, als auch emotionale Unterstützung. Mit ihrer Genauigkeit und Strenge, gepaart mit ihrem ebenfalls sehr umfangreichen Wissen, hat sie mich stets unterstützt und ist mir mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Abgesehen von den vielen lustigen und angenehmen Stunden im u. a. Atrium Hof 7.

Außerdem bedanke ich mich bei meiner Mutter, die mich in dieser Zeit oftmals unter schwankenden emotionalen Gefühlszuständen aushielt und mich stets mit gutem Essen versorgte.

Ich bedanke mich bei meiner besten Freundin Linda Stangl, die ich seit meinem dritten Lebensjahr kenne und seit meinem achten Lebensjahr liebe. Ohne sie wäre ich vielleicht nie studieren gegangen – du hast das Wort „Masterarbeit“ vermutlich am öftesten gehört.

Ich bedanke mich bei Mona Wagner, die in der ersten Orientierungslehrveranstaltung meines Soziologiestudiums, mit den Worten: „Ist hier noch ein Platz frei“ in mein Leben getreten ist. Die vielen gemeinsamen Stunden, in denen wir Statistik gelernt haben, werde ich nie vergessen; ohne dich hätte ich vermutlich einen halben Bachelor ohne Statistik. Ich danke

dir für die tolle Studienzeit, die tolle Freundschaft, die sich dabei entwickelt hat und für deine großartige Hilfe als Korrekturleserin dieser Masterarbeit.

Des Weiteren möchte ich mich bei Ronald Buresch und Anita Buresch bedanken, die mich mit ihrer Ruhe, Erfahrung und paradoxen Interventionen immer wieder beruhigt haben, wenn es mir mal nicht gut ging. Auch bedanke ich mich für die vielen lustigen Stunden im Männerkeller beim Fußballschauen.

Ich bedanke mich bei meinem Chef, Mag. Dr. Erich Griebler, der mich ebenfalls mit seiner jahrelangen Berufserfahrung als Sozialwissenschaftler, sowie seiner mentalen Ruhe unterstützte.

Ebenso danke ich David Schiestl für die ebenfalls inhaltliche und emotionale Unterstützung bei der Vollendung dieses Werkes. Auch bedanke ich mich für die vielen spaßsoziologischen „Sitzungen“, anregenden Gedanken und Gespräche, sowie für die tolle Freundschaft, die sich in den letzten Jahren entwickelt hat.

Zu guter Letzt bedanke ich mich bei Cornelia Kunter für das Korrekturlesen meiner Masterarbeit, wie auch für ihre Strenge, wenn es ums Zitieren und Relativsätze geht.

DANKE!

Abstract

Einer Erwerbsarbeit nachzugehen, gehört aus gesellschaftspolitischer Sicht zum guten Ton. Bereits in der primären Sozialisation wird Arbeit als Teil des Lebens der Eltern miterlebt. Später wird meist selbst einer Erwerbsarbeit nachgegangen. Arbeit zu haben wirkt wie eine Art Integrationsmechanismus in die Gesellschaft mittels einer Rolle und formt die eigene Identität.

Jedoch können Arbeitsmarktbedingungen zu (oftmals unfreiwilliger) Arbeitslosigkeit führen. Zunehmende globale Konkurrenz und technologischer Wandel können zu Schwierigkeiten führen, Arbeit zu finden bzw. diese auch zu behalten. Doch wie erleben arbeitslose Personen ihre Arbeitslosigkeit und welche Bedeutung von Arbeit schwingt auf latenter Ebene mit?

Um dieser Frage nachzugehen wurden aus 36 qualitativen Interviews mit jungen Erwachsenen mit Arbeitslosigkeitserfahrungen in Wien, vier InterviewpartnerInnen nach größtmöglichen Kontrast ausgewählt. Mittels der Methode der Objektiven Hermeneutik (Strukturelle Feinanalyse) und in Interpretationsgruppen wurden die latenten Bedeutungen von Arbeit rekonstruiert.

Dabei zeigen sich, neben subjektiv unterschiedlichen Bedeutungen von Arbeit, kollektive Bedeutungen, die von allen vier InterviewpartnerInnen, unabhängig von Alter, Geschlecht, Bildung und Intensität der Arbeitslosigkeit, genannt werden. Demnach lassen sich zentrale Funktionen von Arbeit charakterisieren: erstens Arbeit als zentraler Teil des Lebens; zweitens der Wunsch durch und mit Arbeit Sinnstiftung zu erfahren; sowie drittens die positive Auswirkung auf den Selbstwert; und viertens sich als arbeitendes Individuum als bedeutungsvolles Mitglied der Gesellschaft zu fühlen.

Keywords

Arbeit, Arbeitslosigkeit, junge Erwachsene, subjektive Sinnstrukturen, objektive Sinnstrukturen

1. Einleitung

Erwerbsarbeit kann als einer der zentralsten Integrationsmechanismen in einem Wohlfahrtsstaat wie Österreich gezählt werden. Der Großteil sozialstaatlicher Leistungen ist an Dienstverhältnisse und dementsprechende Abgaben gekoppelt (vgl. Jahoda 1982). Auch Identität, Status und Anerkennung werden zu einem großen Teil durch die Tatsache eine Arbeit zu haben, respektive eine Berufsrolle einzunehmen, generiert (vgl. Castel 2001: 14-20; Jahoda 1982). Demnach erlangt Arbeit nicht nur für das Individuum besondere Bedeutung, sondern strukturiert darüber hinaus auch den Alltag ganzer Gesellschaften (vgl. Jahoda 1982). Arbeit als strukturelle Gegebenheit hat demnach auch Einfluss auf die individuelle Werteebene: Die Tatsache, dass Arbeit „zum Leben dazugehört“, also in das interaktive Zusammenleben von Individuen einwirkt, wird jedem und jeder schon in der Kindheit (primäre Sozialisation) vermittelt (vgl. Berger/Luckmann 2012). Dies kann mittels des sozialkonstruktivistischen Paradigmas erläutert werden. Werte und Normen werden demnach im interaktiven Austausch zwischen Individuen laufend konstruiert und in weiterer Folge oft als eine dem Individuum objektiv gegenüberstehende Wirklichkeit wahrgenommen (vgl. Berger/Luckmann 2012:183). Der Wert und die hohe Priorität von Arbeit für Individuen werden in mehreren Sozialisationsphasen konstituiert und (re)produziert. Auch wenn Arbeit erst in der sekundären oder tertiären Phase selbst „gelernt“ wird, der Grundbaustein für die Wahrnehmung von Arbeit als wesentlicher Bestandteil des Lebens wird schon im Rahmen der primären Sozialisation als „normale“ objektive Wirklichkeit der Eltern und der meisten Gesellschaftsmitglieder miterlebt (vgl. Berger/Luckmann 2012: 64). Arbeit ist demnach ein mehrfach im Individuum abgespeicherter Wert mit hoher Priorität.

Da der Mensch nach Berger und Luckmann (2012) dazu bestimmt ist, gemeinsam eine Welt zu konstruieren und diese im Kollektiv aufrechtzuerhalten, wird abweichendes Verhalten – in diesem Fall Arbeitslosigkeit – sozial kontrolliert und sanktioniert: Negative Zuschreibungen wie „faul“, „verzweifelt“ und „frustriert“ sind keine Seltenheit, wenn es um die Bezeichnung arbeitsloser Menschen geht (vgl. Zablocki 2010: 49). In Wechselwirkung mit den sozialen Sanktionserfahrungen, erleben arbeitslose Menschen strukturelle Einbußen wie den Verlust von Einkommen, was von Jahoda (1982) als „manifeste Deprivation“ bezeichnet wird. Dies wirkt sich nachhaltig auf die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben aus. Auch Bourdieu (1982) spricht dem ökonomischen Kapital (Geld) eine zentrale Bedeutung bei der Teilhabe an, und den Aufstiegsmöglichkeiten in der Gesellschaft zu. Geld stellt somit eine Grundlage für soziale Interaktionen sowie den Ausbau des eigenen sozialen Status, welcher über Arbeit ermöglicht

werden kann, dar (vgl. Jahoda 1982; Bourdieu 1982). Die Philosophin Rössler (2012) bringt die übergeordnete Bedeutung von Arbeit im Leben in Bezug auf Geld wie folgt auf den Punkt:

„Wir sollten zunächst zur Kenntnis nehmen, dass in gegenwärtigen liberalen Demokratien die Arbeit nicht einfach als Wert unter anderen (wie Kunst, Religion etc.) gesehen werden kann, und zwar aus dem einfachen Grund, dass Personen arbeiten müssen, um Geld zu verdienen“ (Rössler 2012: 518).

Neben dem Verlust von Einkommen führt Arbeitslosigkeit auch zu Wiedereinstiegsproblemen in den Arbeitsmarkt (vgl. Kittel et al. 2015). Diese können zu psychischen Beeinträchtigungen, darunter Identitäts- und Statusverlust, und in weiterer Folge auch zu physischen Beschwerden führen. Jahoda (1982) nennt diese negativen Auswirkungen „latente Deprivation“.

Nun sind viele Menschen in Österreich gegenwärtig mit schwierigen Arbeitsmarktsituationen konfrontiert: Arbeit zu bekommen und diese zu behalten wird zunehmend schwieriger (vgl. Castel 2009). Befristete Verträge, niedrige Reallöhne, häufige Jobwechsel und Phasen von Arbeitslosigkeit zeichnen immer mehr Lebensläufe (vgl. Schimank 2007). Das AMS Österreich registrierte Ende des Jahres 2015 (Zeitpunkt der Erhebung) 951.034 Arbeitslose¹ (vgl. Grieger 2016). Strukturelle Schwierigkeiten am Arbeitsmarkt sind auf konjunkturelle Schwankungen, zunehmenden globalen Wettbewerb, stärkere Erwerbsintegration von MigrantInnen und Frauen (vgl. Eichhorst/Buhlmann 2015: 5), technologischen Wandel (vgl. Frey/Osborne, 2013) und die daraus resultierende zunehmende Konkurrenz sowie auf mögliche Veränderungen von Anforderungsprofilen zurückzuführen (vgl. Bittlingmayer 2005). Daraus resultiert, dass in Österreich das größte Risiko arbeitslos zu werden bei Personen liegt, welche maximal einen Pflichtschulabschluss besitzen (402.425 Personen); die Zahl der arbeitslosen Personen mit einem Hochschulabschluss liegt mit 63.817 deutlich darunter (vgl. Grieger 2016).

Isakkson (2004) hält darüber hinaus fest, dass aufgrund flexibler Arbeitsverhältnisse, z.B. durch die Zunahme befristeter Verträge und unbezahlter Praktika, Arbeitslosigkeit als ständige/r Begleiter/in zunehmend ins Zentrum der Gesellschaft rückt und immer mehr Lebensläufe zeichnet. So entstand das Forschungsinteresse sich arbeitslose junge Erwachsene und deren Bedeutung von Arbeit genauer anzusehen. Im Rahmen des Forschungsprojektes „Jung und auf der Suche nach Arbeit in Wien“ (JUSAW) (vgl. Kittel et al. 2015), wurden 36 qualitative Interviews mit jungen Erwachsenen im Alter zwischen 18 und 30 Jahren, die zum Zeitpunkt des Interviews (2015) arbeitslos gemeldet waren, geführt und analysiert. Dabei verstärkte sich mein Interesse an der Interviewpassage „Bedeutung von Arbeit“. Hierbei galt besonderes Interesse jenen, die

¹ Im Jahr 2017 waren es hingegen „nur“ noch 340.000 Arbeitslose nach nationaler Arbeitslosendefinition (vgl. Statistik Austria, 2018)

aufgrund der genannten externen Faktoren unfreiwillig arbeitslos wurden. Anhand der Analyse fand ich jedoch heraus, dass es sich bei einigen der InterviewpartnerInnen um Personen handelte, die sich lediglich zwischen einem Abschluss und dem nächsten Abschnitt in ihrem Werdegang, freiwillig eine Auszeit genommen haben. Sie haben in dieser Zeit keine Arbeit gesucht, und sich lediglich beim AMS arbeitslos gemeldet, um weiterhin versichert zu sein und Arbeitslosengeld zu erhalten. Ich schloss daraus, dass es sich bei diesen Personen um eine Untergruppe der NEETs („Not in Education, Employment or Training“) (vgl. Bacher 2013) handelt. Nach Bacher (2013) sind NEETs Personen, die weder einer Ausbildung, noch einer Arbeit oder einer Trainingsmaßnahme nachgehen². Neben dieser arbeitsmarktfernen und tendenziell exklusionsgefährdeten Gruppe der NEETs, befinden sich jedoch auch 9,2 Prozent, die sich lediglich in Wartepositionen und selbstgewählter/selbsterlaubter Freizeit befinden (vgl. Bacher 2013). Dies erinnerte mich an den Begriff der „Generation Y“ (Murray et al., 2011; vgl. Krahn et.al. 2014), auch bekannt als Millennials, Nexters, Generation www und Digital Generation (Martin, 2005). Hierzu zählen Personen, die zwischen 1980 und 1995 geboren wurden (vgl. Krahn et.al. 2014). Ihnen wird ein höheres Bedürfnis nach Selbstverwirklichung und der Wunsch nach einer besseren Work-Life Balance im Vergleich zu ihren Eltern nachgesagt (Murray et al., 2011). Basierend auf diesen vielfältigen Erkenntnissen in Bezug auf freiwillige und unfreiwillige Arbeitslosigkeit, ergab sich die Frage, ob dennoch ähnliche Bedeutungen von Arbeit bei den ProbandInnen zu finden sind. Diesem Forschungsinteresse wird folgender Maßen nachgegangen.

1.1 Aufbau der Masterarbeit

In der vorliegenden Arbeit wird zunächst die theoretische Herangehensweise erläutert. Anschließend wird der Stand der Forschung vorgestellt und die Forschungslücke erschlossen, was zur forschungsleitenden Fragestellung führt. Im Methodenkapitel werden die Verbindung von Theorie und Methode sowie das konkrete Vorgehen bei der Analyse mit Interpretationsgruppen, wie auch das ausgewählte Interpretationsmaterial vorgestellt. Dies führt zu den Ergebnissen und der Beantwortung der Fragestellung in Bezug auf Theorie und Stand der Forschung, gefolgt von einer kritischen Auseinandersetzung mit eben diesen im Kapitel Diskussion. Schlussfolgerungen und Implikationen werden in der Conclusio zusammenfassend präsentiert. Abschließend wird auf

² Im Jahr 2015 wurden zu den NEETs noch keine Daten erhoben (vgl. Fasching/Moser 2016: 46). Im Jahr 2017 waren es laut Statistik Austria 62.600 bzw. 6,5% der jungen Erwachsenen im Alter zwischen 15 und 24 Jahren, die weder erwerbstätig, noch in Ausbildung oder Weiterbildung waren (vgl. Statistik Austria 2018).

die Limitationen dieser Masterarbeit, sowie Möglichkeiten zu weiterführenden Forschungsprojekten hingewiesen.

2. Wissenschaftstheoretische Einbettung: Das interpretative Paradigma

Der Fokus im interpretativen Paradigma liegt auf den Interaktionen zwischen menschlichen AkteurInnen. Im Gegensatz zum positivistischen Paradigma, wird die Realität nicht als etwas bereits Vorhandenes und dem Individuum Gegenüberstehendes verstanden, sondern als etwas laufend intersubjektiv und kontextabhängig Ausgehandeltes. Nicht jede soziale Situation verwendet dieselben „Regeln“; sondern was als angemessen und nicht angemessen zu bewerten ist, wird von menschlichen AkteurInnen kontextspezifisch gedeutet und interpretiert. Durch das laufende Aushandeln sozialer Deutungen erhalten soziale Situationen Sinn und anschlussfähigen Charakter. Individuen erlangen dadurch Gewissheit wie sie sich in bestimmten Kontexten verhalten sollten. Dementsprechend wissen Menschen auch wie sie sich nicht verhalten sollten und sanktionieren Devianz (vgl. Joas 2013: 183f). Dies geschieht unter anderem mittels sozialer Kontrolle, wie es bereits Edward Alsworth Ross (1896) feststellte. Dabei kontrollieren sich Gesellschaftsmitglieder gegenseitig, legitimieren damit ihr eigenes (regelkonformes) Verhalten und wollen sicherstellen, dass alle anderen ebenfalls nach den positiv konnotierten „Verhaltensregeln“ handeln (vgl. Ross 1896: 513ff). Innerhalb des interpretativen Paradigmas entsprangen zwei große theoretische Stränge: der symbolische Interaktionismus und die Ethnomethodologie. Angelehnt an Ethnologie, die fremde Völker beforscht, liegt der Fokus in der Ethnomethodologie auf der Erkundung der eigenen Kultur. Dabei geht es darum die eigenen Selbstverständlichkeiten und oftmals latenten und unbewussten Sinnstrukturen in sozialen Situationen aufzudecken (Joas 2013: 220). Innerhalb bzw. parallel zum interpretativen Ansatz, entwickelte sich die Phänomenologie nach Edmund Husserl (1973), wie im nächsten Abschnitt detaillierter gezeigt wird. Sie setzt sich mit der Frage auseinander wie soziale Ordnung möglich sei, und ist an der Aufdeckung des Selbstverständlichen, dem unhinterfragten Alltagswissen interessiert. Auch die Beleuchtung von abweichendem Verhalten und Sanktionsmechanismen, aufgrund beinahe zwanghaftem Wunsch nach Normalität, zählen zu ihren Anwendungsfeldern (vgl. Joas 2013: 220; 231; 248). Aus diesen wissenschaftstheoretischen und epistemologischen Gründen eignet sich die Phänomenologie innerhalb des interpretativen Ansatzes zur Bearbeitung des in dieser Masterarbeit beleuchteten Phänomens, latente gesellschaftliche Bedeutungen von Arbeit, am besten. Der folgende Abschnitt liefert einen detaillierteren Einblick in den Zusammenhang zwischen gewählter Theorie und gewählter Methode.

2.1 Phänomenologie

Die durch den Philosophen Edmund Husserl (1973) begründete Phänomenologie besagt, dass Menschen ihre Welt nicht direkt begreifen, sondern nur Zugriff auf das Bewusstsein haben, welches die Wahrnehmungen von der Welt durch Gedanken, Emotionen und Gefühlen verstehen bzw. begreifen lässt (vgl. Husserl 1973). So wird in der Phänomenologie davon ausgegangen, dass Dinge bzw. Phänomene keine inhärente Bedeutung an sich haben, sondern Individuen ihnen Bedeutung geben und diese dementsprechend wahrnehmen. In diesem Zusammenhang ist der von Husserl (1976) geprägte Begriff „Appräsentation“ zu nennen, was so viel wie „[a]ls mitgegenwärtig-bewußt [sic!] -machen“ bedeutet (Husserl 1976: 51). Dies soll anhand eines Beispiels verdeutlicht werden: Blickt man aus der Ferne auf ein Haus, so sieht man nur eine Seite davon. Jedoch entwickelt man nur durch diese eine Seite eine Vorstellung davon, wie die weiteren Wände des Hauses wohl aussehen werden. Auch wenn man das Haus nicht ganz sehen kann, weiß man genau, dass es sich um ein Haus mit vier Wänden und einem Dach handelt. Auf diese philosophische Betrachtung der Wirklichkeit baut das phänomenologische Paradigma auf – eine Handlungstheorie von Alfred Schütz (1960). Er prägte die Begriffe des Wissensvorrats und der Wissenssoziologie (vgl. Schütz 1960). Schütz (1960) konstatiert ähnlich wie Husserl, dass Menschen über Sozialisationsprozesse eine Art Wissensvorrat anhäufen, auf den kontextspezifisch zugegriffen werden kann.

Weiterentwickelt wurde dieser theoretische Ansatz von Peter L. Berger und Thomas Luckmann (2012). In ihrem Buch „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ beschreiben sie die Entstehung von Wirklichkeit als ein reziprokes und intersubjektives Aushandeln (vgl. Berger/Luckmann 2012). Analytisch wird zwischen subjektivem und objektivem Wissensvorrat unterschieden. Die subjektiv gemachten Erfahrungen, das subjektive Wissen, unterscheidet sich individuell, ist jedoch in ein objektiv, kollektives Wissen eingebettet. Hierfür ist der Begriff der „Intersubjektivität“ von zentraler Bedeutung, da der gesellschaftliche Wissensvorrat nur durch das Interagieren zwischen Menschen erschaffen und reproduziert werden kann (Berger/Luckmann 2012: 31f). Berger und Luckmann (2012) schreiben in ihrem zuvor erwähnten Buch von einem etwas zynischen, doch durchaus treffenden Verständnis: Der Mensch sei das einzige Wesen, das sich seine Wirklichkeit selbst konstruiert und ihr anschließend objektiv gegenübersteht (vgl. Berger/Luckmann 2012). Der Mensch begreift Gesellschaft als eine subjektive und objektive Wirklichkeit, die aus einem dialektischen, dreistufigen Prozess entsteht bzw. besteht und dabei simultan abläuft: Die Externalisierung, die Objektivation und die Internalisierung (Berger/Luckmann 2012: 139). Externalisierung bezeichnet dabei die Entäußerung von subjektiv gemeintem Sinn in Form von anschlussfähigen Handlungen. Menschliches Zusammenleben wäre

demnach nicht möglich, wenn sich Menschen nicht durch Interagieren gegenseitig ihre internalisierten Werte aufzeigen würden. Objektivation ist der Prozess der Vergegenständlichung, der Verdinglichung der gemeinsam/intersubjektiv erschaffenen Bedeutungen; beispielsweise in Form von Institutionen und in weiterer Folge z.B. durch Gesetze (Berger/Luckmann 2012: 56, 65). Da der Mensch nicht isoliert lebt, sondern immer in kollektive Zusammenhänge eingebettet ist, konstruiert er gemeinsam mit anderen seine Wirklichkeit, welche wiederum auf seine KonstrukteurInnen zurückwirkt (Berger/Luckmann 2012: 37, 65). Mit Institutionalisierung ist gemeint, dass jedes menschliche Tun dem Gesetz der Gewöhnung unterworfen ist und für die Individuen einen Sinn hat (Berger/Luckmann 2012: 56). Unter dem Prozess der Internalisierung verstehen sie die Abfolge der Einverleibung der konstruierten Wirklichkeit mittels Sozialisation, bei der der Mensch durch Interaktionen mit anderen Menschen sich selbst und seine subjektive und objektive Welt, in die er hineinsozialisiert wird, verstehen lernt (Berger/Luckmann 2012: 139f). Für diesen Prozess brauchen wir den „signifikanten Anderen“, der die Schnittstelle zwischen der objektiven und subjektiven Wirklichkeit darstellt (vgl. Mead 1967). Demzufolge werden Menschen durch mehrere Phasen in die Gesellschaft hineinsozialisiert. So sind die wichtigsten signifikanten Anderen in der primären Sozialisation, der Kindheit, die Eltern. In der sekundären Sozialisationsphase sind es LehrerInnen bzw. PädagogInnen, während die tertiäre Sozialisationsphase meist in Organisationen wie beispielsweise dem Arbeitsplatz stattfindet. Personen internalisieren so den objektiven Sinn und machen ihn auch zu ihrem subjektiv gültigen (Berger/Luckmann 2012: 139ff). Das heranwachsende Individuum sieht, dass nicht nur einige Wenige einen bestimmten Sinn, ein bestimmtes Wissen der Gesellschaft internalisiert haben und dieses reproduzieren, sondern dass dies viele tun (vgl. Mead 1967). George Herbert Mead (1967), nennt diese „generalisierte Andere“. Sie geben dem Individuum die Bestätigung, dass der vorfindbare und selbst internalisierte Sinn der „richtige“ sein muss und kann darauf vertrauen, dass alle anderen ebenfalls nach diesem Wissen handeln und ihn gemeinsam reproduzieren werden. Im Folgenden soll darauf eingegangen werden, was unter objektivem und subjektivem Sinn verstanden wird.

2.1.1 Zur Verwendung des Begriffes „Sinn“ innerhalb der Phänomenologie

Während bei Schütz noch von Wissen gesprochen wird, fokussieren sich Berger und Luckmann (2012) auf Sinn. Sinn entsteht im intersubjektiven Austausch zwischen Individuen und ermöglicht einigermaßen reibungslose und anschlussfähige Handlungsanweisungen (Berger/Luckmann 2012: 21f). So ist Sinn gleichzeitig subjektiver als auch objektiver Sinn, welcher sowohl dem Individuum subjektiv sinnhaft erscheint, ihm Sicherheit gibt und das Interagieren

gleichzeitig für alle Gesellschaftsmitglieder möglich macht (Berger/Luckmann 2012: 21). Nach Berger und Luckmann (2012) ist dem intersubjektiv konstruierten Wissen, im gemeinsamen Austausch Sinn beigelegt worden. Sinn bietet demnach die Anleitung wie man sich ordnungsgemäß verhält und die Gewissheit darüber was von einem erwartet- und was man von anderen erwarten kann. Menschen unterscheiden anhand dieser Erwartungen zunächst und zumeist zwischen „richtig“ (Erwartungserfüllung) und „falsch“ (Erwartungsabweichung) und sanktionieren deviantes Verhalten. Auch Sanktionsmechanismen sind intersubjektiv konstruiert und objektiviert (Berger/Luckmann 2012: 38). Sinn stellt demnach einen zentralen Stellenwert für Menschen und Gesellschaften dar. Diese Masterarbeit wird mittels der theoretischen Brille der intersubjektiven Konstruktion der Wirklichkeit bearbeitet. Dabei werden subjektive und objektive Sinnstrukturen, teilweise manifest, aber häufig latent also unbewusst erlebt. Sie dienen der Konstruktion der eigenen Identität, und geben gleichzeitig einen Platz in der Gesellschaft (vgl. Berger/Luckmann 2012).

In den nachstehenden beiden Kapiteln wird der momentane Stand der Forschung, der sich mit diesen und ähnlichen Fragestellungen auseinandersetzt, vorgestellt.

3. Stand der Forschung

3.1 Was ist Arbeit?

Es gibt viele Synonyme für das Wort Arbeit. Auch viele Assoziationen kommen einem bei dem Gedanken an Arbeit in den Sinn. Sieht man sich den lateinischen Begriff *laborare* an, stößt man auf Übersetzungen wie 'mühsames arbeiten' oder 'sich plagen', die durchaus mit Anstrengung und Mühe verbunden sind. (vgl. Böhle 2010: 26). Jedoch ist das Bedeutungsspektrum nicht nur durch negativ konnotierte Begriffe geprägt, was Worte wie *Werk*, *Schaffen*, *Produktivität* oder *ehrenvolle Tätigkeit* belegen (vgl. Böhle 2010: 26). In der alltagsweltlichen Erfahrung ist der Begriff „Arbeit“ für die meisten Menschen relativ klar. Demzufolge ist Arbeit weder Spiel, Stehlen noch Betrügen und beinhaltet ein sittliches Moment (vgl. Riehl 1883: 2 ff zit. nach. Böhle 2010: 26).

Die Philosophin Beate Rössler definiert Arbeit als lohnabhängige Beschäftigung in Form von Einkommen, eingebettet in ein Arbeitszeitschema und strukturierte Berufsanforderungen (Rössler 2012: 515). In der Psychologie findet man teils scharfe Begriffsabgrenzungen. Hier sei beispielweise die des Arbeitspsychologen Ulrich (2011) zu nennen, welcher Arbeit folgendermaßen definiert: „*durch deren Ausführung der oder die Arbeitstätige zur Schaffung materieller oder nichtmaterieller Werte für sich/oder andere beiträgt*“ (Ulrich 2011: 1). Sowohl in der psychologischen, als auch in der philosophischen Definition stellt Arbeit ein verbindendes Element zwischen Individuen und der Gesellschaft dar. Ähnlich ist dies auch bei soziologischen Beschreibungen zu erkennen.

Geht es um die Bedeutung von Arbeit, so muss Marx als einer der zentralsten TheoretikerInnen angeführt werden. Marx begreift Arbeit als kapitalistische Lohnarbeit. Ein Austauschprozess zweier Klassen – der Bourgeoisie und dem Proletariat. Dabei besitzen die Bourgeoisie Produktionsmittel (Betriebe, Maschinen) und benötigt Arbeitskraft, um diese zu vermehren. Das Proletariat, die Besitzlosen, hingegen müssen ihre Ware, d.h. ihre Arbeitskraft an die Bourgeoisie verkaufen, um ihre Fixkosten zu decken (vgl. Flecker, 2017: 20ff). Marx erlebt Arbeit in zweierlei Hinsicht als entfremdet. Einerseits produzieren die Proletarier die Produkte nicht (mehr) für sich selbst, andererseits machen sie die Arbeit nicht freiwillig bzw. für ihre persönliche Selbstverwirklichung, sondern um zu überleben (vgl. Flecker, 2017: 20ff). Diese dichotome Betrachtung von Arbeit hat bis heute Gültigkeit, auch wenn sie in vielerlei Hinsicht kritisiert wurde und die gegenwärtige Gesellschaft etwas komplexer zu verstehen ist.

Jüngere soziologische Ansätze betrachten Arbeit als Antonym von Leben, was zur dichotomen Trennung von Arbeit und Freizeit führt (vgl. Freericks/Brinkmann 2015). So stellte

Noelle-Neumann Fragen wie: „*Am schönsten zu leben wäre es, ohne arbeiten zu müssen?*“, „*Sind Ihnen die liebsten Stunden jene während der Arbeit oder der Nichtarbeitszeit*“ und ob einem das, was man beruflich oder neben dem Beruf macht, besser gefällt.

Ein weiterer Definitionsversuch sieht Arbeit als gesellschaftliche Institution, welche eine zentrale Funktion für das Individuum *und* das Kollektiv erfüllt und über Begriffe wie *Zwangsarbeit* und dichotome Trennungen wie z.B. Arbeit und Freizeit hinausgeht (vgl. Schmidt 2011). Arbeit ist nicht als ein lediglich individuelles Handeln zu verstehen, sondern als eine in die Gesellschaft eingebundene Normen- und Interessenskonstellation, welche in generalisierten Erwartungen und Erwartungserwartungen Ausdruck findet (vgl. Schmidt 2011: 412). Ganze Gesellschaften sind durch Arbeitsprozesse und Arbeitsteilung organisiert (vgl. Durkheim 1893: 181). Arbeit bettet Menschen in hierarchische Gegebenheiten ein, was wiederum Einfluss auf individuelle Identitäten, Rollen und subjektive Sinnzuschreibungen von Arbeit nimmt (vgl. Jahoda 1982). Dahingehend teilt Arbeit Personen in selbstständige ArbeitgeberInnen, unselbstständige ArbeitnehmerInnen, bezahlte sowie unbezahlte ArbeitnehmerInnen auf. Dies wirkt sich, wie bereits erwähnt, auf individuelle und kollektive Lebensweltchancen aus und spiegelt sich in strukturellen Ungleichheiten, Macht- und Herrschaftsverhältnissen wieder (vgl. Schmidt 2011: 412). Arbeit ist ein wichtiger Integrationsmechanismus in die Gesellschaft, wodurch das Gefühl einen persönlichen Beitrag zu leisten, vermittelt wird. Weiters erwirbt man so das Recht von dem in einer Gesellschaft Erwirtschafteten profitieren zu können (vgl. Jahoda 1982: 83f). Arbeit gibt dem Tag eine Struktur und bietet die Möglichkeit, soziale Kontakte und Beziehungen auch außerhalb der Familie zu knüpfen (vgl. Ludwig-Mayerhofer 2008). Die Tatsache eine Arbeit zu haben, gibt dem Menschen eine Identität, einen Platz in der Gesellschaft sowie Anerkennung. All jenes ist für den Menschen als soziales Wesen von großer Bedeutung, wenn nicht sogar lebensnotwendig (vgl. Mead 1968; Jahoda 1982: 83f).

Soziale Anerkennung, eine von drei ausgearbeiteten Anerkennungsformen nach Honneth, (vgl. Honneth 1994) (soziale, emotionale und rechtliche Anerkennung) ist von Berufsgruppe und -branche unterschiedlich und vor allem historisch wandelbar (vgl. Flecker 2017). Voswinkel (2000) splittet sie in drei Ebenen auf. Auf der Makroebene macht sich die soziale Anerkennung anhand gesellschaftlicher Berufsbezeichnungen und Bildungstitel als institutionelle Ordnung bemerkbar. Auf der Mesoebene zeigt sich die soziale Anerkennung anhand unterschiedlicher Einkommen und Branchen und auf der Mikroebene erweist sich die Form der Anerkennung bzw. Nicht-Anerkennung in Kommunikation zwischen Personen anhand von Lob oder Kritik (vgl. Honneth 1994).

Anerkennung variiert und verändert sich zeitlich durch Arbeit zwischen Berufsgruppen. Dies zeigt sich indem ein Großteil aller Gesellschaftsmitglieder ihre Anerkennung über einerseits das

Innehaben von Arbeit und andererseits durch bestimmte Berufsbezeichnungen beziehen und die Bedeutung von Arbeit somit über die individuelle Ebene hinausgeht. Weitergehend wird sie zu einer sozialen Institution und hat somit für das Individuum und ganze Gesellschaften Sinn (vgl. Flecker 2017). Arbeit ist demnach ein verbindendes Glied, in welchem individuelle und kollektive Ebenen ineinander übergehen und sich gegenseitig bedingen. Dadurch reproduzieren sie den hohen Stellenwert von Arbeit. Kanungo (1982) und Winefield (1995) argumentieren, Arbeit sei deshalb ein stabiler Wert und für Individuen und ihre Identität von zentraler Bedeutung, weil sie innerhalb der Sozialisation als solcher vermittelt wird. Auch Becker (2015) schreibt der Erwerbsarbeit einen hohen Stellenwert zu:

„Es gibt in einer auf Erwerbsarbeit zentrierten Gesellschaft fast keinen Status, fast keine biografische Passage, fast keine Lebenssituation, die nicht direkt oder indirekt durch Arbeit definiert, betroffen oder auch qualifiziert wird. Kein gesellschaftlicher Faktor wird derart mit Projektionen, aber auch mit realen Funktionen behaftet, was seine Wichtigkeit und Vermittlungsfähigkeit anbelangt bezüglich der sozialen Kontakte, der Sinnstiftung, der Strukturierung des Lebens, der Sicherheit und Vorsorge für das Alter, der Lebensfreude, der Emanzipation, des Nutzens für das Gemeinwohl, der Anerkennung im gesellschaftlichen Gefüge und der Vermeidung von Armut“ (Becker 2015: 77).

Die Definition von Arbeit, die in dieser Masterarbeit verwendet wird, stützt sich auf den reziproken Charakter von Arbeit als Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft und ihren reproduzierenden Charakter (vgl. Ludwig-Mayerhofer 2008; vgl. Schmidt 2011: 412). Zum anderen wird auf den Dualitätscharakter mit den identitätsstiftenden und rollenvergebenden Eigenschaften von Arbeit eingegangen. (vgl. Jahoda 1982) Hierbei liegt der Fokus auf den objektiven/latenten Sinnstrukturen, welche dem Individuum für seine subjektive Sinnzuschreibung zugrunde liegen (vgl. Oevermann 1993: 113).

Im Folgenden werden Studien vorgestellt, die sich ebenfalls mit der Bedeutung von Arbeit beschäftigt haben.

3.1.1 Empirische Studien zur Bedeutung von Arbeit

Wenn man annimmt, dass Arbeit in einer auf Arbeit aufgebauten Gesellschaft eine kollektive Bedeutung hat, so spielt sie für das Individuum, welches ein aus kollektiven und individuellen Erwartungserwartungen bestehendes Hybrid ist, ebenfalls eine Rolle. Aber was macht Arbeit nun bedeutsam? Wieso hat Arbeit für unterschiedliche Menschen divergente Bedeutungen und wieso

wirkt sich Arbeit auf Identität, Gefühle und Gesundheit aus? Diese Fragen stellten sich bereits viele ForscherInnen aus den unterschiedlichen Disziplinen, wie im nachstehenden Stand der Forschung gezeigt wird. Doch zuvor – was versteht man unter dem Begriff „Bedeutung“?

„Bedeutung“ wird in der Literatur als *output of having made sense of something* beschrieben. Dabei geht es um die Bedeutung, die Arbeit im Leben, eingebettet in das eigene soziale Umfeld hat (vgl. Prath/Ashforth 2003; Wrzesniewski et al. 2003). Gleichzeitig wird in der Literatur auch oft der Begriff „bedeutungsvoll“ verwendet. Diese beiden Konzepte werden in der Literatur oftmals vermischt oder äquivalent verwendet. Bedeutungsvoll oder sinnvoll, werden von den AutorInnen als eine rein subjektive Bewertung definiert. Im Gegensatz dazu Bedeutung, welche über die individuelle Ebene hinausgeht und im Austausch zwischen individueller und kollektiver Ebene entsteht. So kann ein und dieselbe Tätigkeit für das eine Individuum bedeutungsvoll und für das andere nicht bedeutungsvoll sein (vgl. Prath/Ashforth 2003).

Die Philosophin Rössler (2012) beschäftigt sich mit dem Terminus „bedeutungsvoll“. Sie unterscheidet zwischen sinnvoller von sinnloser Arbeit und der Frage nach Anerkennung. Dabei behauptet Rössler (2012), ähnlich wie Marie Jahoda (1982), dass Arbeit für die Identität von Subjekten eine zentrale Rolle spielt. Sie vertritt die Meinung, dass es keine objektiv sinnlose oder sinnvolle Arbeit gibt. Jedoch besteht die Chance, dass eine Tätigkeit als sinnvoll erachtet wird, wenn sie auch innerhalb des bestehenden Wertesystems in der Gesellschaft als sinnvoll bewertet wird (vgl. Rössler, 2012: 531). Arbeit wird laut Rössler (2012) dann als bedeutungsvoll/sinnvoll und nicht entfremdet/sinnlos bewertet, wenn die eigenen Fähigkeiten, Talente und Interessen ausgelebt werden können und man damit eine Form von Selbstverwirklichung erlangt (vgl. Rössler, 2012: 529). Rössler (2012) bezieht sich bei ihren Argumentationen neben Karl Marx und Marie Jahoda auf Rawls aristotelischen Grundsatz, welcher besagt, dass Menschen gewisse Dinge lieber tun, wenn sie es besser können (vgl. Rawls 1979: 463ff). Dies spricht für eine Bedeutung von Arbeit, die auf Konzepte wie Autonomie, Entfremdung und soziale Anerkennung zurückgreift. Gleichzeitig die Offenheit bereit hält, dass Bedeutungen von Individuum zu Individuum variieren können (vgl. Rössler, 2012).

Bedeutungsvoll/sinnvoll wird bei Adina Schwartz (1982) mit dem Begriff der Autonomie erläutert: Demnach sind Personen dann autonom wenn Menschen 1) selbstständig entscheiden können, was sie in ihrem Leben wollen, 2) wenn sie ihre Situation/Begebenheit selbstständig ändern können, 3) wenn sie Fehler machen dürfen, 4) den Weg wie sie ihre Ziele erreichen möchten, selbst gestalten und nicht nur auf äußere Einflüsse reagieren müssen, 5) Verantwortung für ihre Entscheidungen übernehmen und 6) die Freiheit haben, ihre gewählten Strategien im Nachhinein ändern zu dürfen (Schwartz, 1982: 635).

Bei Hardering, Will-Zocholl und Hofmeister (2015) wird Arbeit dann als sinnvoll bezeichnet, wenn sich die Tätigkeit zum einen in die individuellen Werte und den Lebenszusammenhang einbetten lässt und zum anderen, wenn sie als nützlich für die Gesellschaft erkennbar ist. Hierzu zählen folgende Punkte: (1) Arbeit als gute Arbeit – in Bezug auf Arbeitsorganisation wie Aufgabenkomplexität, Ganzheitlichkeit und Bedeutsamkeit der Aufgabe; (2) sinnvolle Arbeit als subjektiv bedeutsame Arbeit, sprich Erfahrungen von Selbstwirksamkeit, Erfolg und Anerkennung; und (3) der Sichtbarkeit der Arbeitsergebnisse (vgl. Hardinger et.al 2015).

In der Literatur zeigt sich, dass „Sinn“ bzw. „Bedeutung“ Konstrukte sind, welche in Wechselwirkung individueller und kollektiver Erwartungen und im intersubjektiven Austausch entstehen (vgl. Berger/Luckmann 2012; Pratt/Ashforth, 2003).

Eine Reihe von Studien thematisieren individuelle und kollektive Bewertung von Arbeit, Arbeitswerten und Arbeitsmotivationen und unterscheiden zwischen intrinsischen und extrinsischen Arbeitsmotivationen. Gallie (2007) ist mit seinem Artikel „Welfare regimes, employment systems and job preferences“ einer der zentralsten AutorInnen, wenn es um die Arbeitsmotivationsforschung und im Speziellen um intrinsische und extrinsische Arbeitswerte geht. Dabei stehen intrinsische Werte für die Bedeutung des grundsätzlichen Interesses an Arbeit, des Treffens selbständiger Entscheidungen und der Möglichkeit zur Weiterentwicklung, und dem Wunsch nach Selbstverwirklichung. Im Gegensatz dazu stehen extrinsische Werte: die Höhe des Lohns für verrichtete Arbeit, die Anerkennung durch andere, Prestige und Geld, sowie Zugang zu sozialstaatlichen Leistungen und Arbeitsplatzsicherheit (vgl. Gallie 2007; Ros 1999). So bedient er sich in einer seiner Studien der dichotomen Trennung von intrinsischen und extrinsischen Items. Er befragt DänInnen, FinnInnen, Deutschen, EngländerInnen und SchwedInnen Fragen zur persönlichen Wichtigkeit folgender Aspekte: der oben genannten Aspekte: Jobsicherheit, hohes Einkommen, einen Job, der es einem erlaubt selbstständig zu arbeiten, freundliche Leute, gute Aufstiegschancen, einen Job, der einem die Möglichkeit bietet selbstständig Initiative zu ergreifen, flexible Arbeitszeiten, die Möglichkeit, die eigenen Fähigkeiten im Job auszuleben, freie Zeiteinteilung, Fortbildungen und Home-Office. Die aufgestellte Hypothese lautet: Je länger die Ausbildungsdauer, desto wichtiger sind intrinsische Arbeitswerte. Diese Hypothese wurde in allen Ländern mit Ausnahme von Finnland angenommen. In Deutschland und Großbritannien weisen Frauen mehr intrinsische Arbeitsmotivation auf als Männer, was auf das Wohlfahrtssystem beider Länder zurückzuführen sei. In den Ländern, in denen vermehrt das Breadwinner Modell dominiert, sprich Männer bezahlter Erwerbsarbeit und Frauen unbezahlter Hausarbeit und Kinderbetreuung nachgehen, zeigen erwerbstätige Frauen eine höhere intrinsische Arbeitsmotivation (vgl. Gallie 2007: 290).

Auch Parbotheeah, Cullen und Pail (2013) arbeiten mit einer dichotomen Trennung von intrinsischer und extrinsischer Arbeitswerte. Sie definieren intrinsische Arbeitswerte als Möglichkeit für Veränderung, das Streben nach Autonomie, Weiterentwicklung, den Wunsch die eigene Kreativität durch die Arbeit ausleben zu können, sowie eigene Ideen initiativ umsetzen zu können. Extrinsische Arbeitswerte stehen hingegen für Belohnung durch Geld, Jobsicherheit, und eine nicht allzu fordernde Arbeit (vgl. Parbotheeah, Cullen, Pail, 2013: 161). In ihrer Studie „National differences in intrinsic and extrinsic work values: The effects of post-industrialization“ konstatieren sie, dass die Postindustrialisierung einen positiven Effekt auf intrinsische Arbeitswerte habe und extrinsische in den Hintergrund geraten. Hierfür wurden 30.974 Personen aus 25 verschiedenen Ländern befragt, was jedoch zum Ergebnis führte, dass postmaterialistische Werte weder einen Einfluss auf intrinsische, noch auf extrinsische Arbeitswerte haben, jedoch postmaterialistische Werte an Wichtigkeit gewinnen (vgl. Parbotheeah, Cullen, Pail, 2013).

Gleichzeitig erforschen die meisten Studien Variablen wie *work commitment*, den Stellenwert von Arbeit im Verhältnis zu anderen Lebensbereichen (vgl. Warr 1982; Isaksson 2004; Freericks, Brinkmann 2015; Vanteenkiste et.al 2005; Jordan, 1992; Schwartz 1992; Sagie/Elizur 1996).

So wurde in einer israelischen Studie der Stellenwert von Arbeit im Verhältnis zu anderen Lebensbereichen, wie Religion, Leben im Generellen, Kultur, Sport und Politik eruiert. Dafür wurden 299 ProbandInnen, davon 153 Studierende sowie 146 in der Managementebene tätige Personen, befragt. Sie mussten die sechs Items von am wichtigsten bis zu am wenigsten wichtig reihen. Die Items wurden von den ProbandInnen folgendermaßen gereiht: Leben im Generellen, Arbeit, Religion, Kultur, Sport und Politik (vgl. Sagie/Elizur 1996: 581).

3.2 Arbeitslosigkeit als Pendant zur Erwerbsarbeit

Die bislang angeführten Studien zur Bedeutung von Arbeit und Arbeitswerteforschung untersuchten ausschließlich erwerbstätige ProbandInnen. Doch welche Bedeutung hat Arbeit für arbeitslose Personen? Im Weiteren wird der aktuelle Stand der Forschung zur Arbeitswerteforschung von arbeitslosen ProbandInnen sowie der kollektiven Bedeutung von Arbeitslosigkeit präsentiert. Eingeleitet wird der folgende Abschnitt mit einer Definition von Arbeitslosigkeit.

3.2.1 Definition von Arbeitslosigkeit

Die Registerarbeitslosenquote als nationale Arbeitslosenquote basiert auf den beim Arbeitsmarktservice (AMS) vorgemerkten Arbeitslosen und den beim Hauptverband der Sozialversicherungsträger erfassten unselbstständig Beschäftigten, die *„zum Monatsende-Stichtag bei den regionalen Geschäftsstellen des Arbeitsmarktservices zum Zwecke der Arbeitsvermittlung registrierte Personen, die nicht in Beschäftigung oder Ausbildung (Schulung) stehen. Die regionale Zuordnung erfolgt nach dem Wohnort der Arbeitslosen“* (AMS 2018). Laut Kytir und Stadler (2004) gelten jene Personen als arbeitslos, welche zum Befragungszeitpunkt nicht erwerbstätig beschäftigt sind (mindestens eine Stunde pro Woche). Arbeitslosigkeit herrscht ebenfalls vor, wenn man aktiv Arbeit sucht, sich beim AMS gemeldet hat, selbständig Bewerbungen an potentielle ArbeitgeberInnen versendet und sein soziales Netzwerk (Familie, Freunde und Bekannte) zur Arbeitssuche heranzieht (vgl. Kytir/Stadler 2004: 515). Weiters wird noch zwischen arbeitslosen und langzeitarbeitslosen Personen unterschieden. Zu den Langzeitarbeitslosen werden Personen gezählt, die über ein Jahr und ohne längere Unterbrechungen, durch z.B. Schulungen, arbeitslos gemeldet sind. Kurze Unterbrechungen (bis zu 28 Tage) durch z.B. Krankenstand, Schulungen oder kurze Beschäftigungsepisoden werden nicht berücksichtigt (www.ams.at). Laut dem AMS waren im Jahr 2015 durchschnittlich 354.332 Personen in Österreich arbeitslos (vgl. Grieger 2016).

3.2.2 Gründe für Arbeitslosigkeit

Viele Gründe können zu Arbeitslosigkeit führen. Die einen möchten einfach nicht arbeiten gehen, die anderen nur unter bestimmten Voraussetzungen, andere wiederum würden gerne, haben jedoch durch Gegebenheiten, die sie nicht unmittelbar beeinflussen können, Schwierigkeiten am Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Dies kann zu unterschiedlichen Auswirkungen und dementsprechend auch zu unterschiedlichen Herangehensweisen an Arbeit. Einer unfreiwilligen Arbeitslosigkeit können demnach mehrere Ursachen zu Grunde liegen: Schwierige Arbeitsmarktbedingungen aufgrund befristeter Verträge (vgl. Flecker, 2017: 91ff), Veränderungen von Anforderungsprofilen (vgl. Bittlingmayer 2005), globale Arbeitsmigration und global unterschiedliche Lohnniveaus (vgl. Beck, 1997), Frauen am Arbeitsmarkt (vgl. Eichhorst/Buhmann 2015) sowie technologische Entwicklungen (vgl. Frey/Osborne, 2013). Arbeit wird Großteils am Arbeitsmarkt angeboten, nachgefragt, ver- und gekauft. Aus soziologischer Perspektive ist der Arbeitsmarkt jener Raum, an dem Menschen ihre Ware – Arbeitskraft – verkaufen, um sich ihren Lebensunterhalt finanzieren zu können und Anerkennung anhand bestimmter Berufsrollen zu erhalten. Der Arbeitsmarkt wird

auch als eine Institution kapitalistischer Gesellschaften verstanden, auf dem Unternehmen und Arbeitskräfte gemeinsam Produkte erwirtschaften und Gewinn maximieren (vgl. Flecker 2017: 45). Er wird aber auch als Raum von sozialen Werten und Normen verstanden, welche ebenfalls für Herrschafts- und Machtverteilungen verantwortlich sind (vgl. Abraham/Hinz 2008: 17).

Auch im Sinne Bourdieus (1982) ist die reine materielle und kapitalistische Betrachtungsweise des Arbeitsmarktes zu wenig. Er definiert strukturelle Gegebenheiten, die das Individuum oft nur schwer beeinflussen kann – vier Kapitalsorten, welche eine Auswirkung auf die individuellen Marktchancen haben:

1. Soziales Kapital: das soziale Umfeld, in das eine Person eingebettet ist, das Netzwerk, welches dem Individuum zur Verfügung steht und die Ressourcen, die es daraus schöpfen kann;
2. Kulturelles Kapital: formale Bildungsabschlüsse, können Nutzen im sozialen Netzwerk und den Zugang zu Ressourcen bedingen;
3. Ökonomisches Kapital: Geld, Vermögen, Aktien, Güter, Produktionsmittel usw.;

Die drei Kapitalsorten münden in die vierte Kapitalsorte – das symbolische Kapital und gehen mit folgenden Auswirkungen einher: unterschiedliche Formen der Anerkennung, Prestige und demnach Identität und Habitus (Lebensstil, Umgangsformen, Kleidung, etc.) werden daraus konstruiert (vgl. Bourdieu 1982). In Bezug auf u.a. Arbeitsmarktchancen herrscht in einer Gesellschaft eine ungleiche Verteilung der Kapitalsorten vor. Machthierarchien spielen hierbei eine zentrale Rolle. Menschen wachsen unterschiedlich auf, sind unterschiedlich gut ausgebildet, weisen divergentes Können und Wissen auf und haben differente Netzwerke, die ihnen zu einem Job verhelfen können. Doch nicht nur die oben genannten grundsätzlichen Gegebenheiten sind verantwortlich für Ungleichheiten und Schwierigkeiten am Arbeitsmarkt.

Der gegenwärtige Arbeitsmarkt ist gekennzeichnet durch zunehmend atypische Arbeitsverhältnisse bis hin zur Arbeitslosigkeit. Brand (2015) unterscheidet dabei zwischen freiwilliger und unfreiwilliger Arbeitslosigkeit und kritisiert die Vermischung von zentralen Begrifflichkeiten. *Job seperation* bedeutet für ihn die wertfreie Trennung eines Dienstverhältnisses, das sowohl freiwillig, durch Auflösung seitens der Arbeitnehmerin/des Arbeitnehmers, als auch in Form einer Kündigung seitens der Arbeitgeberin/des Arbeitgebers geschehen kann (vgl. Brand 2015: 360). Als weiteren wesentlichen Terminus ist *Job loss* zu nennen, welcher sich mit 'Verlust von Arbeit' übersetzen lässt. Dieser zählt gemäß Brand ausschließlich zur unfreiwilligen Arbeitslosigkeit – durch eine Krankheit, welche zu einem unfreiwilligen Verlust von Arbeit führen kann, aber auch durch makroökonomische Veränderungen, über die das Individuum keine Kontrolle hat. Hierzu zählt Brand beispielsweise

Wirtschaftskrisen und Rezessionen, auf die UnternehmerInnen mit Kündigungen reagieren müssen (vgl. Brand 2015: 360).

Arbeitslosigkeit kann auch durch folgende Entwicklungen hervorgerufen werden: a) technologische Innovationen und b) Globalisierung und damit teilweise einhergehende Verlagerung von Produktionsstätten in Billiglohnländer um konkurrenzfähig zu bleiben (vgl. Castel 2009; Flecker 2017; Eichhorst/Buhmann 2015). So wirken sich laut Eichhorst und Buhmann (2015) technologische Innovationen besonders negativ auf schlechter qualifizierte AnbieterInnen von Arbeit aus, da ihre Tätigkeiten zunehmend von Maschinen übernommen werden. Innerhalb der Globalisierung sind jedoch nicht nur schlechter ausgebildete ArbeitnehmerInnen gefährdet ihre Arbeit zu verlieren. Auch Bestausgebildete stehen auf einem globalen Arbeitsmarkt vielen KonkurrentInnen gegenüber und laufen Gefahr, arbeitslos zu werden. Um nun als ArbeitnehmerIn konkurrenzfähig zu sein, werden zum einen befristete Verträge, Leiharbeit und sogenannte Scheinselbstständigkeiten in Kauf genommen (vgl. Castel 2009; Flecker 2017). Zum anderen werden Mobilität, lebenslanges Lernen und die Bereitschaft zur Flexibilität zunehmend abverlangt. Denn jene Personen mit der höchsten Lernbereitschaft, dem größten Engagement, sowie unabdingbaren Fähigkeiten und Wissen, verlieren weniger oft ihren Job, als jene, die diese Bereitschaft und das nötige Knowhow nicht vorweisen können (vgl. Brand, 2015: 362; Bogner 2012: 171). Den einmal erlernten Beruf bis zur Pension auszuüben, ohne Weiterbildungen oder gar Umschulungen zu machen, scheint in der gegenwärtigen Gesellschaft kaum mehr möglich zu sein (vgl. Sennett 1998).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Personen nur dann unfreiwillig arbeitslos sind, wenn sie aufgrund externer Einflüsse und eben nicht selbstverschuldet ihre Arbeit verloren haben (vgl. Brand 2015: 360). Diese Form der Arbeitslosigkeit wird laut Miller und Hoppe (1994) als weniger dramatisch erlebt, als eine rein selbstverschuldete Form.

Nachstehend werden die Folgen, welche unfreiwillige Arbeitslosigkeit mit sich bringen kann, dargestellt.

3.2.3 Folgen von Arbeitslosigkeit

Arbeit ist nach Marie Jahoda einer der zentralsten Merkmale für die Integration in die Gesellschaft. Sie formt Identität, positioniert den Stellenwert in der Gesellschaft und führt zu Anerkennung. Kommt es nun zu unfreiwilliger Arbeitslosigkeit, unterscheidet sie anhand der Studie „Die Arbeitslosen von Mariental“, zwischen zwei divergenten Polen, welche sie als „manifeste“ und

„latente Deprivationen“ titulierte (vgl. Jahoda 1982). Zu den manifesten Deprivationen zählt sie Einkommenseinbußen und Wiedereinstiegsprobleme am Arbeitsmarkt.

3.2.3.1 Manifeste Deprivationen

Die zentralste manifeste Folge von Arbeitslosigkeit ist der Wegfall des Einkommens (vgl. Jahoda 1982; Clark et al. 2001; Brand 2015). Auch misst Bourdieu dem ökonomischen Kapital – Geld – eine wesentliche Bedeutung zur Teilhabe bzw. Aufstiegsmöglichkeiten in Gesellschaften zu (vgl. Bourdieu, 1982). Geld bildet somit die Grundlage für eine allgemeine Teilhabe am sozialen Leben. Auch in der Studie „Jung und auf der Suche nach Arbeit in Wien“ bildete sich heraus, dass das soziale Leben aufgrund der schlechten finanziellen Lage auf der Strecke blieb (vgl. Kittel et.al. 2015).

Als zweite wesentliche manifeste Auswirkung weist Jahoda auf Wiedereinstiegsprobleme am Arbeitsmarkt hin (vgl. Jahoda 1982). Man geht davon aus, dass arbeitssuchende Personen in der Anfangszeit, den ersten Wochen und Monaten ihrer Arbeitslosigkeit, sehr motiviert sind, wieder eine Arbeit zu finden und dementsprechend akribisch danach suchen. Erst nach längerer Arbeitslosigkeit und kontinuierlichen Misserfolgen kommt es einerseits zu einer persönlichen/subjektiven geringwertigeren Einschätzung der eigenen Chancen und andererseits zur Verringerung der Aussicht auf eine Wiederbeschäftigung seitens potentieller ArbeitgeberInnen (vgl. Abraham/Hinz 2008: 210f; Brand 2015). Dies könne unter anderem auf folgenden Umständen beruhen: Arbeitssuchende Personen verlieren zunehmend ihre Kenntnisse und Fertigkeiten. Eine lange und erfolglose Arbeitssuche kann zur Verringerung der Suchintensität führen. Ebenso kann es zu „Sortierungseffekten“ durch die ArbeitgeberInnen kommen. Weiters wird den Arbeitslosen unterstellt, sie würden sich bei der Arbeitssuche nicht genug Mühe geben. Zudem vermuten viele Arbeitssuchende bereits im Vorfeld von anderen ArbeitgeberInnen „geprüft“ zu werden, was zu einer Ablehnung führt. Aus alledem resultiert eine zunehmende fehlende Berufserfahrung, was wiederum in einer schwächeren Verhandlungsposition der ArbeitnehmerInnen bei der Arbeitssuche mündet. In diesem Fall könnte man von einem „Matthäuseffekt“³ respektive einer „Abwärtsspirale“ sprechen (vgl. Abraham/Hinz 2008: 211ff).

Auch im Forschungsbericht „Jung und auf der Suche nach Arbeit in Wien. Eine deskriptive Analyse von AMS-Zugängen im Alter von 18 bis 28 Jahren“, berichten Kittel und Steiber (vgl. Kittel et al. 2015) von ihren Forschungsergebnissen zu Arbeitsmarktchancen von jungen Erwachsenen.

³ Der Matthäuseffekt wurde von Robert K. Merton (1968) in der Soziologie geprägt. Demnach werden bekannte AutorInnen häufiger zitiert als unbekannte, was zu einer steigenden Popularität der bereits bekannten führt usw. Die Bezeichnung geht auf ein Zitat aus dem Matthäusevangelium zurück.

Der eben erwähnte Matthäuseffekt ist demnach sowohl als Ursache, als auch als Wirkung zu verstehen. Frühzeitiges Herausfallen aus dem Bildungssystem sowie frühe Arbeitslosigkeitserfahrungen führen zu Schwierigkeiten (erneut) in den Arbeitsmarkt hineinzufinden (vgl. Kessler, 1989). Dieser Aspekt hängt nicht unweigerlich mit der Einstellung und Wahrnehmung der Gesamtgesellschaft zusammen.

3.2.3.2 Wahrnehmung von Arbeitslosen in der Gesellschaft

Arbeitslose werden von der Bevölkerung oft als „faul“, „verzweifelt“ und „frustriert“ wahrgenommen (vgl. Zablocki 2010: 49). Bei Langzeitarbeitslosen werden zum Teil Begriffe wie „ausnützerisch“ bzw. „schmarotzerisch“ verwendet (Philippich 1998: 100). Jedoch ist die Selbstbewertung arbeitsloser Menschen auch eher von negativer Natur. (vgl. Zablocki 2010: 83). Eine in Deutschland durchgeführte Studie zeigt eine ambivalente Wahrnehmung von Arbeitslosen innerhalb der deutschen Bevölkerung: einerseits haben arbeitende Personen Mitleid und nehmen Arbeitslose tendenziell als bedürftig wahr, andererseits unterstellen sie ihnen Leistungsmissbrauch und Selbstverschulden (vgl. Ullrich 2006: 200ff). Es zeigt sich eine zunehmende Individualisierung von Arbeitslosigkeit, sprich eine Schuldzuweisung an das Individuum ohne Mitberücksichtigung struktureller Veränderungen. Zablocki sieht diese Tendenz dadurch begründet, dass sich arbeitende Menschen so von der Gefahr distanzieren können, selbst aufgrund struktureller und konjunktureller Gründe arbeitslos zu werden (vgl. Zablocki 2010: 39f).

Wenn also „Arbeit haben“ als positiv erachtet wird, so wird „Arbeitslosigkeit“ demnach negativ bewertet und stigmatisiert. Bezeichnungen wie „faul“ oder „Sozialschmarotzer“ sind keine Seltenheit, wenn man dem Diskurs über arbeitslose Menschen Gehör schenkt (vgl. Oschmiansky 2003), und das obwohl Arbeitslosigkeit nicht ausschließlich auf individuelles Fehlverhalten rückgeschlossen werden kann. Auch in dem Artikel „*`Schmarotzende` und `Opfer`. Soziale Repräsentationen von Arbeitslosen*“, von Eberl et al. (2013) werden Wahrnehmung und Repräsentation von Arbeitslosigkeit thematisiert. Dabei wurde ein *mixed-methods Ansatz* verwendet. Erstens handelt es sich um eine Analyse des österreichischen Teildatensatzes des European Social Survey (ESS), in dem ein repräsentativer Anteil der erwerbsfähigen Bevölkerung im Alter zwischen 18 und 64 (n=1774) zu ihrer Einstellung zu Arbeitslosen befragt wurden. Zweitens wurden qualitative problemzentrierte Leitfadeninterviews zu folgenden Leitthemen geführt: Erfahrung mit arbeitslosen Personen, Eigenerfahrung mit Arbeitslosigkeit, Arbeitslose als Gesprächsthema im persönlichen Umfeld, Ursache(n) von Arbeitslosigkeit, Handlungsmöglichkeiten des Einzelnen, generelle Rolle von Staat/Wirtschaft/Gesellschaft/Kultur

(Ist-/Sollzustand), persönlicher Hintergrund sowie politische Orientierung. Daraus resultierte, dass Personen, die politisch eher links oder mittig orientiert sind eine positivere Einstellung zu Arbeitslosen aufweisen, als jene, die politisch eher rechts angesiedelt sind. Die Verweildauer im Bildungssystem, sowie der Glaube daran, dass sich andere Menschen einem selbst grundsätzlich fair gegenüber verhalten, wirkt sich ebenfalls positiv auf die Einstellung gegenüber Arbeitslosen aus. In den qualitativen Interviews kam ein ähnliches Bild zum Vorschein. Arbeitslosigkeit wird als individuelles Fehlverhalten vereinfacht dargestellt und sozioökonomische Dynamiken werden oft nicht in ihrer Komplexität verstanden. Dies hängt unweigerlich mit der Verweildauer im Bildungssystem zusammen. Im Fall von kürzeren Ausbildungszeiten werden Arbeitslose oftmals als „SozialschmarotzerInnen, die auch keine Ambition haben arbeiten zu gehen“ bezeichnet (vgl. Eberl et al. 2013: 193).

Arbeit spielt sowohl für das Individuum, als auch auf gesamtgesellschaftlicher Ebene eine essentielle Rolle. Einerseits erleben sich arbeitslose Personen selbst als minderwertiger, andererseits spiegeln sich diese Auswirkungen in der Wahrnehmung der Gesamtgesellschaft wider. Die manifesten Folgen wie ökonomische Einbußen und die genannten Wiedereinstiegsprobleme, welche durch latente Annahmen und Erwartungserwartungen seitens ArbeitgeberInnen entstehen, können zu latenten Deprivationen führen.

3.2.3.3 Latente Deprivationen

Neben den soeben genannten manifesten Auswirkungen sieht Jahoda (1982) die subtileren negativen Folgen, darunter negative Auswirkungen auf die psychische und physische Gesundheit als „latente Deprivationen“. Arbeit hat demnach folgende latente Funktionen: sie strukturiert den Tag, bietet die Möglichkeit soziale Kontakte und Beziehungen auch außerhalb der Familie und dem Verwandtschaftskreis zu knüpfen. Sie ist ein wichtiger Integrationsmechanismus in die Gesellschaft, da man das Gefühl bekommt, etwas Wichtiges beizutragen. Zusätzlich bekommt man so das Recht von dem in einer Gesellschaft Erwirtschafteten profitieren zu können (vgl. Ludwig-Mayerhofer 2008). Kommt es nun zu einer unfreiwilligen Arbeitslosigkeit, im Speziellen durch externe unbeeinflussbare Faktoren, (vgl. Brand 2015: 362) kann dies zu „latenten Deprivationen“ führen. Das bedeutet, die genannten Funktionen von Erwerbsarbeit fallen (plötzlich) weg, was möglicherweise in psychische sowie physische Beschwerden münden kann (vgl. Holleder 2002; Brand 2015).

In einer Studie „Jung und auf der Suche nach Arbeit in Wien“, wurden 1200 junge Erwachsene im Alter zwischen 18 und 28 mittels quantitativen Forschungsdesigns zu ihrer subjektiv empfundenen Gesundheit befragt. 24 Prozent der Befragten bezeichneten ihre Gesundheit als

mittelmäßig oder gar schlecht. In der Gesamtbevölkerung waren es im Verhältnis zu den Gleichaltrigen nur neun Prozent (vgl. Kittel et al. 2015: 46). Abweichendes Verhalten wird somit einerseits gesellschaftlich, vom engsten sozialen Netzwerk wie Familie und Freunde, und andererseits auch strukturell sanktioniert (vgl. Brand 2015: 362).

Eine andere Studie fand heraus, dass bei einer plötzlichen Arbeitslosigkeit weitere Herausforderungen, darunter abermalige Kündigungen, eine Scheidung und anschließende gesundheitliche Schwierigkeiten, auftreten können (vgl. Catalano et al. 2011).

Allerdings entstehen gesundheitliche Beschwerden nicht vorrangig durch finanzielle Einschränkungen, (vgl. Jahoda 1982) sondern vielmehr, weil Arbeit einerseits eine Reihe von latenten Funktionen aufweist und andererseits als erstrebenswert internalisiert und Arbeitslosigkeit in Form von sozialer Stigmatisierung sanktioniert wird (vgl. Brand et.al 2008; Brand 2015).

Nun, wo die psychischen und physischen Folgen von Arbeitslosigkeit vorgestellt wurden, wird sich in den nachstehenden Studien der Frage nach der Bedeutung von Arbeit für arbeitslose Personen gestellt.

3.2.4 Empirische Studien zur Bedeutung von Arbeit für arbeitslose Personen

Ausgehend von der zentralen Bedeutung von Arbeit liegt die Vermutung nahe, dass bei der Sinnkonstruktion von Arbeit Unterschiede zwischen erwerbstätigen und arbeitslosen Personen vorhanden sein müssten. So werden im Folgenden Studien vorgestellt, die diese divergenten Lebenswelten und Sinnzuschreibungen analysierten.

Eine Studie zu *non-financial employment commitment* durchleuchtete das Ausmaß, in welchem der Erwerbsarbeit ein nicht-monetärer Wert beigemessen wird und kommt zu dem Ergebnis, dass arbeitslose Personen ein höheres non-financial employment commitment aufweisen als Erwerbstätige (vgl. Warr 1982).

Hyggen (2008) findet jedoch in seiner Studie heraus, dass sich das nicht-finanzielle Engagement nur in den ersten Phasen der Arbeitslosigkeit zeigt, während es sich nach längeren Phasen der Arbeitssuche genau ins Gegenteil umschlagen kann.

Kittel et al. (2015) stellen in ihrem quantitativen Forschungsdesign die bekannte „Lotteriefraße“, um das non-financial employment commitment herauszufinden: „*Stellen Sie sich vor, Sie gewinnen oder erben eine große Geldsumme, von der Sie den Rest Ihres Lebens komfortabel leben könnten, auch ohne arbeiten zu gehen, was würden Sie machen?*“ (...) Dabei ergab sich, dass 81% der arbeitslosen jungen Erwachsenen auch trotz eines Lottogewinns

arbeiten würden, wobei der Anteil bei den Frauen mit 86% im Verhältnis zu den Männern mit 76% etwas höher ist. Ob sich dieses *Commitment* im Laufe der Arbeitslosigkeit verändert, wird nicht analysiert. Es spricht jedoch für eine zentrale Bedeutung von Arbeit in Leben junger Erwachsener und dass sie grundsätzlich motiviert sind einer Tätigkeit nachzugehen.

Isaksson et al. (2004) vergleichen *work centrality* und *work involvement* zwischen erwerbstätigen und arbeitslosen Personen in Schweden. Dies geschah mittels eines repräsentativen Samples von 888 Personen. Gemessen wurde zu zwei verschiedenen Zeitpunkten. Dabei waren 13% der Befragten zu beiden Erhebungszeitpunkten (Monat 1 und Monat 15) arbeitslos, 6% waren zum ersten Zeitpunkt arbeitslos und fanden in der Zwischenzeit einen Job, 5% wurden während Zeitpunkt 1 und Zeitpunkt 2 arbeitslos und die größte Gruppe mit 74% war an beiden Zeitpunkten erwerbstätig. Es wurden drei Variablen abgefragt: *work centrality* – auf einer Skala von 0-7: „Wie wichtig ist Arbeit generell?“; *work involvement* – auf einer Skala von 0-6: „einen Job zu haben ist sehr wichtig für mich“ und „selbst wenn das Arbeitslosengeld sehr hoch wäre, würde ich arbeiten gehen“, und *agreement with social norms* – auf einer Skala von 0-5: „Jede Person hat das Recht auf Arbeit“. Daraus resultierte, dass Erwerbstätige höhere Levels an *work involvement* und *work centrality* aufwiesen als die arbeitslosen ProbandInnen. Im Vergleich zu den Ergebnissen von Hyggen (2008) wurde hier gezeigt, dass sich alle drei Arbeitswerte zwischen den 15 Monaten kaum veränderten. Indes wurden *work centrality* und *agreement with social norms, that work should be an entitlement* bei jenen, die an beiden Erhebungszeitpunkten arbeitslos waren, wichtiger. Auch erwerbstätige Personen, die ihre Chancen am Arbeitsmarkt als eher schlecht beschrieben, vergaben hohe Werte bei *job entitlement*. Bei Personen, die erst seit kurzem arbeitslos waren, zeigten sich bei allen drei Werten niedrige Skalenwerte. Dies führten die AutorInnen auf die anfängliche optimistische Haltung zurück, die freie Zeit zu genießen und auf die Überzeugung, relativ einfach und schnell wieder Arbeit zu finden, wie es bereits Jahoda und Lazarsfeld in ihren Studien herausfanden (vgl. Jahoda, Lazarsfeld, Zeisl 1972 zit. nach. Isaksson, Johansson, Bellaagh, Sjöberg, 2004: 213). Zusammenfassend zeigt die Studie, dass jene Arbeitslose, die aktiv nach Arbeit suchten, generell höhere Werte bei allen dreien Variablen angaben, als jene, die nicht suchten. Weiters kam die Studie zu dem Schluss, dass Personen mit stabiler Erwerbsarbeit höhere Level an *work-involvement* aufweisen, als jene, die sich in einer eher unsicheren Situation befanden (vgl. Isaksson 2004: 214).

Mittels einer weiteren Studie von arbeitslosen Personen und ihre Motivation Arbeit zu finden, analysieren Vanteenkiste et al. (2005) mit Hilfe der EVT – *expectancy-value theory* und der SDT – *self-determination theory*. Die EVT besagt, dass arbeitslose Personen, die eine hohe Erwartung

aufweisen, eine Arbeit zu finden, intensiver suchen als jene, die eher pessimistisch eingestellt sind. Die generelle Motivation, ein Ziel zu erreichen, wirkt sich positiv auf die Arbeitssuche aus (vgl. Feather 1992; Vanteenkiste et.al 2005). Die SDT besagt ebenfalls, dass die Motivation, ein Ziel zu erreichen ein Motivator ist, Arbeit zu finden, die dahinterliegenden Motive jedoch von Mensch zu Mensch variieren. Sie unterscheiden zwischen autonomer und kontrollierter Motivation. Während die einen nach Arbeit suchen, weil sie ihre Fähigkeiten weiterentwickeln wollen, sind andere aufgrund von sozialem Druck „motiviert“, Arbeit zu finden. Dabei liegt eine Trennung zwischen intrinsischen oder extrinsischen Motiven vor (vgl. Deci/Ryan 1985 zit. nach Vanteenkiste et.al 2005). Beiden Konzepten liegt die Wichtigkeit für ein Individuum gesellschaftlichen Werten zu entsprechen zugrunde (vgl. Feather 1992). Je mehr ein Wert in der Gesellschaft verankert ist und je essentieller dieser für ein Individuum ist, desto wichtiger ist es, diesem zu entsprechen. Daher gilt für die EVT, dass je relevanter es für eine arbeitslose Person ist Arbeit zu finden, desto motivierter wird sie danach suchen und desto negativere Folgen hat Arbeitslosigkeit auf ihr psychisches Wohlbefinden (vgl. Feather, 1992). Dies zeigte sich ebenfalls im Kapitel 3.2.3 Folgen von Arbeitslosigkeit, bei der Wahrnehmung der persönlichen Gesundheit sowie bei Jahoda (vgl. Kittel et al. 2015; Jahoda 1982).

Wie angenommen, korreliert die *job search intensity* positiv mit dem Gefühl, nutzlos und sozial isoliert zu sein, sowie negativ mit Lebenszufriedenheit und genereller Gesundheit. Die Variable korreliert ebenfalls positiv mit autonomer Motivation und der Variable Arbeit als wichtigen Wert. Arbeitslose Personen, denen es wichtig ist Arbeit zu finden, und jene, die autonom/intrinsisch motiviert sind, suchen aktiver nach Arbeit, als jene, die aufgrund überwiegend extrinsischer Motivation suchen. Extrinsische Motivation führt tendenziell sogar zu eher negativen Arbeitssucherfahrungen, schlechteren Arbeitslosigkeitserfahrungen, sowie negativen Auswirkungen auf die psychische Gesundheit und Lebenszufriedenheit (vgl. Vanteenkiste et.al 2005). Es kann also festgehalten werden, dass je wichtiger das Erfüllen von Werten für ein Individuum ist, desto intensiver wird es versuchen, diesen Stellenwert auch zu erreichen.

Nun gibt es neben den gezeigten eher negativen Auswirkungen von Arbeitslosigkeit und den Bedeutungen von Arbeit für arbeitslose Personen, auch jene, die sich trotz schwieriger Arbeitsmarktbedingungen freiwillig in die Arbeitslosigkeit begeben. Beispielsweise weil sie nicht für einen ihrer Meinung nach niedrigen Reallohn zu arbeiten bereit sind. Hierzu zählen auch jene, welche sich in einem relativ geschützten Rahmen, wie etwa zwischen Abschluss der Schule und Beginn des Studiums etwas Auszeit nehmen wollen. Das erinnert an postmaterialistische Werte und Schlagworte wie „Generation Y“ und eine andere Form von Arbeitslosigkeit – NEETs, welche

im nachstehendem Kapitel präzisiert werden. Um eine Klarheit zu verschaffen mit welcher Definition von Arbeitslosigkeit und NEET in dieser Masterarbeit gearbeitet wird, folgt zunächst ein kurzes Definitionskapitel.

3.3 Bedeutung von Arbeit für spezifische Zielgruppen – NEETs und Generation Y

Neben der genannten Gruppen arbeitsloser Personen, die sowohl beim AMS, als auch bei Statistik Austria vermerkt sind, gibt es eine etwas aufwändiger greifbare Gruppe von „arbeitslosen“ Personen – die NEETs. NEETs – Not in Education, Employment or Training – sind Personen, die sich zu einem Befragungszeitpunkt weder in Ausbildung, noch in Trainingsmaßnahmen befinden, und keiner Erwerbstätigkeit nachgehen (vgl. Bacher, 2013). Laut seiner Studien gelten jene Jugendliche und junge Erwachsene, welche die Schule bzw. Ausbildung vorzeitig abbrechen und/oder in jungen Jahren Betreuungspflichten aufweisen, als am meisten exklusionsgefährdet und arbeitsmarktfremd (vgl. Bacher 2013). Zu dieser Gruppe werden folgende Personen nicht gezählt: prekär beschäftigte Personen (geringfügige Jobs, befristete Verträge); Personen, die größer gleich eine Stunde pro Woche arbeiten; Personen, die in Betreuungseinrichtungen wie Jugendheimen leben, sowie Obdachlose (vgl. Bacher 2013). So sind sie eigentlich nicht beim AMS gemeldet, weil sie aus unterschiedlichen Gründen keine Arbeit suchen oder aus den genannten Gegebenheiten nicht vermerkt werden. Jedoch ist die Gruppe der NEETs aufgrund unterschiedlicher Ursachen und Ausprägungen etwas heterogener zu betrachten. Nicht alle sich im NEET-Status befindlichen jungen Erwachsenen sind von sozialer Exklusion betroffen und arbeitsmarktfremd. Die Anzahl der Personen, welche die Sicherheit aufweisen, ihren selbstgewählten Werdegang fortzusetzen, sich in Wartepositionen befinden und meist sozioökonomisch gut gestellt sind, liegt bei 9,2 Prozent (vgl. Bacher 2013). Sie gehen freiwillig keiner Tätigkeit nach und belohnen sich für z.B. erbrachte Leistungen mit Auszeit, anstatt jede kleine Lücke im Lebenslauf zu vermeiden und mit Arbeit oder Ausbildungsmaßnahmen zu füllen.

René und Ulrike Maria Haak (2007) beobachten in Japan ähnliche soziale Phänomene und nehmen für die Entstehung und das vermehrte Aufkommen von japanischen NEETs einen Wertewandel an. Hierzu konstatieren sie, dass die gegenwärtig jungen Erwachsenen im Gegenteil zu früheren Generationen nicht mehr bereit sind, jede ihnen zugewiesene Arbeit widerspruchslos anzunehmen und auszuführen. Sie wollen viel mehr selbst entscheiden, welche Arbeit ihren persönlichen Vorstellungen und Ansprüchen entspricht. An dieser Stelle sei der Konnex einer vermehrten Bedeutung von „Sinn in der Arbeit sehen wollen“ mit intrinsischer Arbeitsmotivationen,

welcher sich in der Literatur zur „Generation Y“ wiederfindet, zu nennen (vgl. Murray et al., 2011; Krahn et.al. 2014).

Krahn und Galambos (2014) interessierte dabei die Frage, in welcher Generation, Generation X oder Y, extrinsische und intrinsische Arbeitswerte stärker vertreten sind. Dabei stützen sie sich auf die von Turner (1998) aufgebrachte Definition, wonach „Generation“ als eine Geburtskohorte mit kollektiven Erinnerungen, sowie einem gemeinsam geteilten Habitus (vgl. Bourdieu 1990) beschreibt. Demnach gehören zur Generation X Personen, die zwischen 1965 und 1980, geboren wurden. Zu der Generation Y sind all jene Personen zu zählen, die zwischen 1980 und 1995 geboren wurden und für die intrinsische Motivationen wichtiger sein sollen (vgl. Krahn et.al. 2014).

Die Wichtigkeit intrinsischer Werte, ist laut mehreren Studien, die sich auf empirische Daten stützen, jedoch weniger eindeutig. So fanden Howe and Strauss (2000) heraus, dass es dieser Generation eher um Prestige und Möglichkeiten gehe, welche zu den extrinsischen Arbeitswerten gezählt werden. ForscherInnen in Kanada fanden heraus, dass diese Generation einen interessanten Job, durch welchen man das Gefühl bekommt, etwas zu leisten, forciert (vgl. Bibby et al. 2008).

Aufgrund der Inkonsistenz in der Literatur versuchten Krahn und Galambos (2014) auszuloten, ob die Generation Y tatsächlich mehr an der Verwirklichung intrinsischer Arbeitswerte interessiert ist als ihre Vorgängergeneration. Hierbei kam heraus, dass im Alter von 18 Jahren in beiden Generationen sowohl intrinsische als auch extrinsische Arbeitsmotivationen von großer Bedeutung waren. Im Alter zwischen 18 und 25 Jahren werden in den beiden untersuchten Kohorten intrinsischen Arbeitswerten eine größere Bedeutung beigemessen, wobei für die Generation Y extrinsische Werte signifikant wichtiger sind als intrinsische. Es zeigte sich, dass keine Divergenz bei der Wichtigkeit extrinsischer sowie intrinsischer Arbeitswerte zwischen den beiden Generationen vorherrscht. Allerdings kristallisierte sich heraus, dass im Alter zwischen 18 und 25 Jahren in beiden Generationen intrinsische Arbeitswerte wichtiger waren als extrinsische. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sowohl intrinsische als auch extrinsische Werte bei beiden Generationen von Bedeutung sind (vgl. Krahn et.al. 2014).

Die Literatur zeigt also einerseits, dass sowohl extrinsische und intrinsische Werte in Bezug auf Arbeit für die sogenannte Generation Y von Bedeutung sind, also Arbeit um sich selbst zu verwirklichen und Geld zu verdienen relativ im Einklang miteinander stehen. Auch zeigt sich, dass Arbeitslosigkeit oftmals sehr negative Folgen mit sich bringt, sich junge Erwachsene jedoch trotzdem aus unterschiedlichen Gründen gegen Arbeit entscheiden. Warum also gehen junge Erwachsene keiner Arbeit nach? Welche Bedeutung messen junge Erwachsene der Arbeit bei? Im nächsten Kapitel wird die wissenschaftliche Relevanz, sowie die Forschungsfrage explizit gemacht und vorgestellt.

4. Problemstellung & Forschungsfrage

Aus den obengenannten theoretischen und empirischen Implikationen kann geschlossen werden, dass Arbeit aus unterschiedlichen Gründen grundsätzlich wichtig für Menschen ist. Die meisten Studien zum Thema Arbeit beschäftigen sich jedoch mit Arbeitsmotivationen, welche meist bipolar zwischen intrinsischer und extrinsischer Motivationen trennen (vgl. Gallie 2007; Schwartz, 1982). Ebenso behandeln sie Arbeitszentralität im Vergleich zu anderen Bereichen im Leben, sowie die Arbeitssuchintensität im Falle einer Arbeitslosigkeit (vgl. Freericks/Brinkmann 2015; Vanteenkiste et.al 2005). Es wird auch diskutiert, welche Bedeutung der aktuellen Arbeit beigemessen werden oder wie viel Einsatz in der persönlichen Tätigkeit gezeigt wird – „commitment Studien“ (vgl. Pratt/Ashforth 2003). Auch geht es um formale Bedingungen für Gerechtigkeit am Arbeitsplatz (Rössler, 2012: 514), sowie die Folgen von Arbeitslosigkeit (vgl. Catalano et al. 2011; Holleder 2002; Kittel et al. 2015; Brand et.al 2008; Brand 2015; Zablocki 2010). Dabei wird die grundsätzlich stark verankerte und durch Sozialisation vermittelte zentrale Bedeutung von Arbeit implizit angenommen und in den seltensten Fällen nach der dahinterliegenden Frage, welche Bedeutung Arbeit an sich, losgelöst von aktuell ausgeübten Tätigkeiten, für Menschen hat und wie es zu dieser Bedeutung kommt, behandelt (vgl. Pratt/Ashforth 2003).

Doch wenn Arbeit scheinbar so einen wichtigen Teil im Leben (junger Erwachsener) ausmacht, wie kommt es, dass sich Personen freiwillig eine Auszeit nehmen und oder weniger arbeiten möchten? Ein jüngster Artikel im Der Standard „Jungärzte wollen nicht mehr so hart arbeiten“ (Breit 2018), thematisiert ebenfalls die Bereitwilligkeit zur harter Arbeit junger Nachwuchsärzte und Nachwuchsärztinnen:

„Sie wolle Spaß bei der Arbeit haben – "und das geht nur, wenn ich auch genügend Freizeit habe", sagt eine junge Frau, nennen wir sie Luise Auer. Die 28-Jährige steht kurz vor dem Abschluss ihres Medizinstudiums. Sie reist gern, fährt Rad, macht Yoga, tanzt Hip-Hop. Sie geht regelmäßig zu Konzerten und ins Kino. Auch nach dem Start ins Berufsleben will sie diese Hobbys weiter pflegen, das sei wichtig für sie, um dann auch wieder konzentrierter bei der Arbeit zu sein (vgl. Breit 2018).

Auch die Ergebnisse der aktuellen Wertestudie der Österreicherinnen und Österreicher zeigt, dass Arbeit zwar wichtig ist, jedoch der Wunsch nach einem ausbalancierten Leben größer wird. An die zweite Stelle, nach der Familie, befindet sich 2018 nicht mehr die Erwerbsarbeit, sondern Freunde und Freundinnen (vgl. Verwiebe et al. 2018).

Was bedeuten diese Entwicklungen für die Bedeutung von Arbeit für junge Erwachsene? Was bedeutet es arbeitslos zu sein? Wie wirkt sich Arbeitslosigkeit auf junge Erwachsene aus? Was bedeutet das für die zugrundeliegenden Bedeutungsstrukturen, die meistens unterbewusst mitschwingen? Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede zeigen sich dann zwischen Personen, die freiwillig und unfreiwillig keiner Erwerbsarbeit nachgehen? Gibt es trotz individueller Unterschiede Gemeinsamkeiten, also geteilte, objektive Werte, die sich durch alle junge Erwachsene im Alter zwischen 18 und 29 ziehen?

Das vorliegende Forschungsdesign dieser Masterarbeit stellt exakt den Anspruch, die oftmals unterbewussten, also latenten Sinnstrukturen, die aufgrund von Sozialisation verinnerlicht wurden, in dem Fall – in Bezug auf Arbeit – anhand persönlicher Erzählungen herauszufinden. Dabei bedient es sich theoretisch dem interpretativen Paradigma, also der Grundannahme, Menschen konstruieren sich im intersubjektiven Austausch ihre Wirklichkeit (vgl. Berger/Luckmann 2012). Um diese oft als selbstverständlich angesehene Wirklichkeit herauszuarbeiten, wird die Methode der objektiven Hermeneutik (vgl. Oevermann 1993) herangezogen und anhand von vier ausgewählten Leitfadeninterviews aus einem Pool von 36 Interviews mit arbeitslos gemeldeten Personen gemacht.

Dafür stellte ich folgende Forschungsfrage:

Welche objektiven Sinnstrukturen liegen hinter den subjektiven Sinnzuschreibungen an Arbeit für junge Erwachsene in Wien im Alter zwischen 18 und 35 mit unfreiwilligen und freiwilligen Arbeitslosigkeitserfahrungen?

Im nächsten Abschnitt wird die Methode, mittels jener latente Sinnstrukturen rekonstruierbar sind, erläutert.

5. Forschungsdesign & Methode

Das Ziel dieser Masterarbeit ist also mittels einer Forschungsfrage, die gezielt über die Darstellung manifester Inhalte hinausgeht, latente, also oft unbewusste Bedeutungen hinter getätigten Aussagen herauszufinden. Basierend auf ein interpretativ-qualitatives Verständnis, sowie der obengenannten Forschungsfrage, fiel die Wahl, auf die Methode der objektiven Hermeneutik (vgl. Oevermann 1993). Methoden wie etwa die Inhaltsanalyse nach Mayring (2015) beziehen sich vorwiegend auf die Analyse von manifest getätigten Aussagen in einem Interviewtranskript welche mittels Kategorien und Codes in Analyseprogrammen zusammengefasst werden. Hingegen besteht das Ziel der objektiven Hermeneutik darin, die latent und unbewusst mitschwingenden Bedeutungsstrukturen, welche oft im Verborgenen einer Aussage zugrunde liegen, zu rekonstruieren und sichtbar zu machen.

Im Folgenden wird die Methode der objektiven Hermeneutik konkret vorgestellt. Dies umfasst die theoretische Einbettung, also die Methodologie, in der der Zusammenhang zwischen Methode und Theorie erläutert wird. Danach findet sich der praktische Ablauf der Methode, gefolgt von der Vorstellung der InterpretInnen. Auch die Auswahlkriterien anhand derer die InterviewpartnerInnen für diese Masterarbeit ausgewählt wurden, wird vorgestellt. Abschließend werden Herausforderungen der praktischen Durchführung reflektiert.

5.1 Objektive Hermeneutik – eine theoretische Einordnung

Die Methoden der qualitativen und quantitativen Sozialforschung sind eingebettet in theoretische Paradigmen und somit in ein Verständnis davon, wie soziale Wirklichkeit zu verstehen ist. So betrachtet Oevermann (1993) das Individuum als ein in eine soziale Realität sozialisiertes Wesen und unterscheidet zwischen zwei Realitätsebenen: (a) subjektive Bedeutungen bzw. Sinnstrukturen einer Person, die sich in ihren Äußerungen und Handlungen zeigen und (b) objektive Bedeutungen bzw. latente Sinnstrukturen die hinter einer Äußerung bzw. Handlung liegen (vgl. Oevermann 1979). Die objektive Hermeneutik macht es sich zur Aufgabe gesellschaftlich und intersubjektiv konstruierte und objektiv gewordene Bedeutungen hinter den beobachtbaren Handlungen zu rekonstruieren (vgl. Oevermann 1993: 113). Dabei wird zwischen latentem/objektivem und subjektivem Sinn unterschieden. Diese Ebenen bedingen sich reziprok. Die objektiven Bedeutungen/latenten Sinnstrukturen wirken auf das Individuum einerseits wie eine objektiv ihm gegenüberstehende Realität. Andererseits sind sie ein Wissensvorrat (vgl. Schütz 1960), auf das das Individuum zurückgreifen kann, um einen subjektiven Sinn zu konstruieren,

welcher wiederum auf die objektiven Sinnstrukturen rückwirkt und so permanent im Austausch mit anderen rekonstruiert, aber auch abgewandelt wird (vgl. Oevermann 1993).

Gemäß der objektiven Hermeneutik nach Oevermann (1993), der Phänomenologie sowie der Sozialisationstheorie nach Berger und Luckmann (2012) wird davon ausgegangen, dass bei Individuen durch Sozialisationsprozesse eine selbstreflexive Explikation intuitiven Wissens entsteht. So können Kinder zu Beginn ihrer Sozialisation kaum die latenten Sinnstrukturen ihrer Interaktionen erkennen oder gar reflektieren. Erst im Laufe der Zeit und durch das Aufwachsen mit signifikanten Anderen (Eltern, PädagogInnen, weitere Erwachsene im Umfeld des Kindes) lernen Heranwachsende nach und nach latente Sinnstrukturen im alltäglichen Handeln zu verstehen und zu rekonstruieren (vgl. Lamnek 2010: 188f; Mead 1967). Wo zu Beginn einzelne AkteurInnen als WertevermittlerInnen auf das Kind einwirken, erkennt das heranwachsende Individuum, dass nicht nur die eigenen Eltern nach bestimmten Werten und Normen leben, sondern dass ebenso Mütter und Väter von FreundInnen die Welt ähnlich begreifen. Diese werden nach George Herber Mead neben den „signifikanten Anderen“ als „generalisierte Andere“ bezeichnet (vgl. Mead, 1967). Sie verkörpern und repräsentieren die objektiven, für viele in einer Gesellschaft geltenden Werte, welche durch Interaktion zwischen Individuen sichtbar werden. Mit der Methode der objektiven Hermeneutik soll jedoch nicht das beobachtbare Handeln und der subjektiv intendierte Sinn einer Aussage bzw. einer Handlung, sondern die dahinterliegenden latenten Sinn- bzw. Bedeutungsstrukturen analysiert werden (vgl. Oevermann 1993). Das beobachtbare und manifeste vom Subjekt zum Ausdruck Gebrachte dient dabei als Zugang zu den latenten Sinnstrukturen. Um den latenten/objektiven Sinnstrukturen in beobachtbaren Interaktionen auf den Grund gehen zu können, benötigt es die Transformation. Zu diesem Zweck werden soziale Interaktionen bzw. beobachtbares Handeln z.B. in ein Textformat übertragen. Im Folgenden werden die Untersuchungsgegenstände der objektiven Hermeneutik sowie das konkrete methodische Vorgehen erläutert.

5.2 Datenerhebung & Auswahl der InterviewpartnerInnen

Wie eingangs erwähnt, konnte ich auf 36 qualitativen Interviews zurückgreifen, welche in Folge der Studie – JUSAW – „Jung und auf der Suche nach Arbeit in Wien“ (vgl. Kittel und Steiber 2015) am Institut für Wirtschaftssoziologie der Universität Wien, unter der Leitung von Univ.-Professor Mg. Dr. Kittel infolge eines Masterseminars durchgeführt wurden. Das AMS stellte dafür eine Datenbank von arbeitslos gemeldeten und in Wien lebenden jungen Erwachsenen zur Verfügung. Telefonisch wurden viele der Personen kontaktiert, woraus sich schließlich 36 qualitative Interviews ergaben. Dabei wurden die InterviewpartnerInnen zu ihrem schulischen und

beruflichen Werdegang, zu ihrem sozialen Netzwerk, zu ihrem persönlichen Erleben der Arbeitslosigkeit und Tagesablauf, vermutete Arbeitslosigkeitsgründe und Einschätzung der wirtschaftlichen Lage, persönliche Arbeitsmotivationen, ihrer Bedeutung von Arbeit, ihre Arbeitssuche und Erfahrungen mit dem AMS, wie der perfekte Arbeitgeber, die perfekte Arbeitgeberin aussehen sollte, und zu ihrer generellen Sicht auf die Welt (siehe Interviewleitfaden im Anhang), befragt.

Ich wertete die Interviews mittels der Inhaltsanalyse (vgl. Mayring 2015) für das Projekt aus und entwickelte das starke Interesse an der Interviewpassage *Bedeutung von Arbeit*. Ich bekam den Eindruck, dass die InterviewpartnerInnen häufig ähnliche Aussagen in Bezug auf ihre persönliche Bedeutung von Arbeit äußerten, und das trotz großer soziodemographischer Unterschiede und Unterschiede in Bezug auf ihre Arbeitslosigkeitserfahrungen. Dank der Genehmigung von Univ.-Professor Mag. Dr. Kittel konnte ich vier der 36 qualitativen Interviews für meine Masterarbeit tiefergehend und zusätzlich zur Inhaltsanalyse, auswerten.

Dabei ging ich Schritt für Schritt vor und begann mit dem „schwierigsten Fall“ – Interviewpartner 01 (siehe Tabelle 1 InterviewpartnerInnen). Er ist der älteste, weist die längste Arbeitslosigkeitsdauer auf und hat einen Lehrabschluss. Nach der Auswertung des ersten Interviews und in Anbetracht auf die Empfehlung Oevermanns (1993) größtmögliche Kontrastfälle zu untersuchen um bestmöglich geteilte Sinnstrukturen zu finden, suchte ich aus den 36 Interviews einen Fall aus, der wesentlich jünger als Interviewpartner 01 ist, Matura hat und wo sich in der vorangegangenen inhaltsanalytischen Auswertung zeigte, dass er sich lediglich etwas Auszeit zwischen Abschluss der Schule und dem Studium genommen hat. Innerhalb dieser Konstrastierungslogik wählte ich anschließend an die Auswertung von Interviewpartner 02, Interviewpartnerin 03 und abschließend Interviewpartner 04 nach und nach aus.

Tabelle 1 InterviewpartnerInnen

	Interviewpartner 01	Interviewpartner 02
Geschlecht	Männlich	Männlich
Alter	29 Jahre	23 Jahre
Intensität der Arbeitslosigkeit	Zwei Jahre durchgehend arbeitslos	Einmal fünf Monate zwischen Matura und Wehrdienst – freiwillige „Auszeit“ Einmal drei Monate freiwillige „Auszeit“ zwischen

		Wehrdienst und Studienbeginn
Bildung	Lehre – Einzelkaufmann	AHS-Matura Student – Informatik und Philosophie auf Lehramt
	Interviewpartnerin 03	Interviewpartner 04
Geschlecht	Weiblich	Männlich
Alter	28 Jahre	21 Jahre
Intensität der Arbeitslosigkeit	Drei Mal für jeweils sechs Monate arbeitslos	Drei Monate NEET-Phase zwischen Schule und Arbeit (Juni bis September); Drei Stunden arbeitslos (kurz nach Meldung Vertrag bei Dienstgeber)
Bildung	Lehrabschluss – Einzelkauffrau	HAK-Matura (zwischen Schulabschluss und Beginn des Zivildienstes Promotion Job gearbeitet) neun Monate Zivildienst Politikwissenschaft Studium Studium und Nebenjob als Promoter Interviewpartner weist keine Arbeitslosigkeit und keine Lücken im Lebenslauf auf

So weisen alle vier InterviewpartnerInnen eine Form von Arbeitslosigkeit (waren zum Zeitpunkt des Interviews beim AMS gemeldet) auf, jedoch in sehr unterschiedlicher Intensität und aus unterschiedlichen Gründen. Zwei der ausgewählten InterviewpartnerInnen weisen Arbeitslosigkeitserfahrungen mit längerer Dauer bzw. größerer Häufigkeit auf, haben einen Lehrabschluss und sind innerhalb der 36 InterviewpartnerInnen die Ältesten. Die beiden anderen Personen haben die Matura abgeschlossen und haben sich etwas Auszeit in den Sommermonaten zwischen Abschluss der Schule und Beginn des Studiums genommen. Sie meldeten sich beim AMS ausschließlich arbeitslos um den Bezug von Arbeitslosengeld

sicherzustellen und um versichert zu sein; sie waren demnach nicht arbeitssuchend, doch formal arbeitslos. Sie sind wesentlich jünger als die beiden anderen InterviewpartnerInnen und wählen ihre Arbeitslosigkeit freiwillig. Ich definiere sie für diese Arbeit als „freiwillige NEETs“. Laut Bacher (2013) macht diese Untergruppe von NEETs, junge Erwachsene bzw. Jugendliche, die sich lediglich in Wartepositionen zwischen einem Abschluss und einem nächsten Ausbildungsschritt befinden, bzw. bereits eine Beschäftigungszusage haben, 9,2 Prozent aus (vgl. Bacher 2013: 110). Sie zählen zur Minderheit der NEETs. Die Majorität ist tendenziell arbeitsmarktfremd und exklusionsgefährdet. Diese Untergruppe ist insofern interessant für diese Masterarbeit, da sie möglicherweise eine andere Bedeutung von Arbeit aufweisen, als jene, die gerne arbeiten würden, aber aus teilweise externen und nur schwer beeinflussbaren Gründen nicht arbeiten gehen können. Sie setzen sich womöglich selbst nicht so sehr unter Druck oder erfahren, wie im Kapitel 3.2.3 Folgen von Arbeitslosigkeit, keine exkludierenden Sanktionen durch andere Gesellschaftsmitglieder. Auch zeigen sich bei ihnen vielleicht andere Voraussetzungen und Hintergründe, die sie den Schritt zum AMS gehen lassen, ohne eigentlich nach Arbeit zu suchen.

Um Gemeinsamkeiten trotz vermuteter größtmöglicher Unterschiede in der Bedeutung von Arbeit herauszufinden, wurde die sequentielle Feinanalyse der objektiven Hermeneutik gewählt, die im folgenden Abschnitt vorgestellt wird.

5.3 Objektive Hermeneutik – das konkrete Vorgehen

Gegenstand der Analyse können schriftliche, akustische und visuelle Protokolle sein. Protokolle können somit in Form von Interviewtranskripten, Beobachtungsprotokollen, sowie akustischen und visuellen Aufnahmen von real stattgefundenen sozialen Handlungen oder Interaktionen zur Analyse herangezogen werden (vgl. Lamnek 2010: 189). Interpretiert werden dabei die Interaktionsbedeutungen (latente Sinnstrukturen, objektive Bedeutungsstrukturen) in Protokollen in sprachlicher Form (vgl. Oevermann 1979; Lamnek 2010: 190). Der Interpretation liegt die Annahme zugrunde, Sprache sei ein System mit intersubjektiv konstruiertem Sinn, worauf Individuen in der Interaktion zurückgreifen, ohne dass es ihnen laufend bewusst ist (vgl. Oevermann 2002.) Dies wird auch durch die Konversationsanalyse, welche sich ebenfalls innerhalb des interpretativen Paradigmas entwickelt hat, gestützt. Dabei geht es um das Zurückgreifen auf einen unterstellten geteilten Wissensvorrat und laufende „Indexikalitäten“ in Gesprächen. D.h. vage und unklare Aussagen zwischen GesprächspartnerInnen werden als faktisch gegeben hingenommen, um nicht permanent den Redefluss zu stören (vgl. Garfinkel 1994). Dieses Wissen fließt ebenfalls bei der Analyse der Interviewtranskripte mit ein.

Die ausgewählten Protokolle wurden in dieser Masterarbeit mittels der sequenziellen Feinanalyse analysiert.

5.3.1 Sequentielle Feinanalyse

Die mittels Feinanalyse aus den Protokollen zu interpretierenden Sequenzen werden in Hinblick auf die Forschungsfrage auf Basis einzelner Analyseeinheiten, einzelne Wörter, einzelne Wortgruppen, Bindewörter usw. ausgewählt und Sequenz für Sequenz mit Hilfe einer Gruppe von InterpretInnen ausgewertet. Selektion ist notwendig, da die Anwendung dieser Methode auf beispielsweise ein fünfzig seitiges Interviewtranskript zu aufwendig wäre. Die Fragen, die jeder Analyseeinheit zugrunde liegen, sind: Was könnte das bedeuten? Welche Bedeutungen liegen dem beobachtbaren Handeln zugrunde? Dabei gilt: Das Ungewöhnliche statt der Routine steht im Fokus. *„Sozialer Wandel, statt Statik, Neues statt Bekanntes“* (Oevermann 2002: 12). In der Gruppe werden Gedankenexperimente gesponnen und so viele Lesearten und Interpretationen wie möglich vorgeschlagen. Unwahrscheinliche Möglichkeiten, also jene, die man als ähnlich sozialisierte Person nicht in Erwägung ziehen würde, sollen genannt werden, um so viele Perspektiven wie möglich einzunehmen und anhand von Diskussionen in der Gruppe möglichst viele blinde Flecken aufzudecken. Ziel ist es, die Struktureigenschaft des Materials abzuleiten. Durch das laufende Annehmen und Verwerfen der mehr oder weniger wahrscheinlichen Fallstrukturen sowie der Einbettung in vorangegangene und folgende Sequenzen, zeigt sich allmählich ein schlüssiges Bild (vgl. Poscheschnik, 2010). In anderen Worten ist es die Aufgabe, Anschlussfähigkeiten, d.h. sinnlogische bzw. kompatible anschließende Handlungen (vgl. Oevermann, 2002) zu diskutieren bis es zu einer Erschöpfung von möglichen Lesearten in der Interpretationsgruppe kommt. Angelangt an der nächsten Sinneinheit, können nun vorab formulierte Fallstrukturen bzw. mögliche Lesearten ausgeschlossen werden, was nach einer mehrstündigen Gruppeninterpretation zu einer Erschöpfung des Erkenntniszuwachses, einer Sättigung und somit zu einer identifizierbaren Bedeutungsstruktur führt.

Zusammenhänge und zusätzliche Passagen aus den Interviewtranskripten können laut der Methode der objektiven Hermeneutik in die Auswertung miteinfließen, um die biographischen Spezifika herauszuarbeiten. Diese zusätzlich herangezogenen Passagen (welche nicht von der Interpretationsgruppe analysiert werden müssen), dienen der Strukturgeneralisierung, sprich Untermauerung und der getätigten Lesearten. Nur wenn sich eine mittels der Interpretationsgruppe herausgearbeitete Fallstruktur wiederholt in mehreren Passagen finden lässt, kann von Gültigkeit gesprochen (vgl. Lamnek 2010). Dies gilt einerseits innerhalb eines Falles, als auch über mehrere Fälle gleichermaßen. Diese soll einerseits mit Hilfe des Prinzips der

Falsifikation der formulierten Fallstrukturen innerhalb des zu untersuchten Protokolls und andererseits durch die Prüfung eben dieser Lesearten anhand anderer Fälle erreicht werden. Testet man nun eine aufgestellte Leseart in einem anderen Protokoll, d.h. in einem anderen Fall und ist diese dort nicht sinnlogisch anschlussfähig, so gilt sie als falsifiziert. Scheint sie jedoch auch auf mehrere Fälle anwendbar zu sein, wurde eine objektive Sinnstruktur rekonstruiert, die für mehr als eine Person gilt und den Status einer latenten Sinnstruktur/objektiven Bedeutung haben kann. Doch was versteht man unter „anderen Fällen“ und wie gewährleistet man eine Auswahl, die zu einer Generalisierung führen kann?

Um objektive Sinnstrukturen bestmöglich zu identifizieren, werden die Protokolle nach dem Kriterium des *maximalen Kontrasts* ausgewählt. Dies bedeutet, dass anhand der Ergebnisse der Auswertung des ersten Falles ein weiterer ausgewählt wird. Dieser soll dem ersten Fall größtmöglich gegenübergestellt sein, um so viele Vergleiche wie möglich machen und robuste Strukturgeneralisierungen rekonstruieren zu können (vgl. Oevermann 2002: 17f). Dafür wählt man das erste Protokoll aus, welches zur Beantwortung der Forschungsfrage relevant ist und analysiert hierfür wesentliche Sequenzen. In den darauffolgenden Schritten wählt man weitere Protokolle von Fällen aus, welche wiederum im maximalen Kontrast zueinander stehen, bis es zu einer Sättigung kommt. Fallstrukturen also nicht mehr falsifiziert werden können und sich objektive Sinnstrukturen zeigen, die für alle ausgewählten Fälle Gültigkeit haben. Am Ende aller Interpretationsrunden angelangt, stellt man objektive Sinnstrukturen auf, die sowohl allgemeinen, als auch einzelfallspezifischen Charakter haben (vgl. Poscheschnik, 2010: 5f).

Des Weiteren wird das Analyseverfahren der sequenziellen Feinanalyse, welche im vorangegangenen Kapitel überblicksartig vorgestellt wurde, im Detail erläutert. In dieser Masterarbeit wurde jede ausgewählte Passage der einzelnen Interviewpassagen, d.h. sequentiell dieser neunstufigen Analyse in den jeweiligen Interpretationsgruppen unterzogen.

5.3.1.1 Neunstufiges Analyseverfahren der sequentiellen Feinanalyse

- Ebene 0: Explikation des einer Interaktion unmittelbar vorausgehenden Kontextes.
- Ebene 1: Paraphrase der Bedeutung eines Interakts gemäß dem Wortlaut der begleitenden Verbalisierung.
- Ebene 2: Explikation der Intention des interagierenden Subjekts.
- Ebene 3: Explikation der objektiven Motive des Interakts und seiner objektiven Konsequenzen.
- Ebene 4: Explikation der Funktion des Interakts in der Verteilung von Interaktionsrollen.

- Ebene 5: Charakterisierung sprachlicher Merkmale des Interakts.
- Ebene 6: Exploration des Interpretationsakts auf durchgängige Kommunikationsfiguren.
- Ebene 7: Explikation allgemeiner Zusammenhänge.
- Ebene 8: Unabhängige Prüfung der auf der Vorebene formulierten, allgemeinen Lesearten anhand von Interaktionsfolgen aus weiteren Fällen.

Oevermann teilt die neun Ebenen in zwei Teilbereiche ein. Dabei zählen Ebene 0 bis Ebene 6 zum ersten und Ebene 7 und 8 zum zweiten Teil, bei welchem allgemeine familiensoziologische Zusammenhänge bzw. Muster erarbeitet werden (vgl. Lamnek 2010: 486). Nachstehend werden die einzelnen Ebenen genauer dargestellt.

5.3.1.1.1 Ebene 0: Explikation des Kontextes

„In Ebene 0 wird der Interaktionskontext aus der Sicht des Interagierenden analysiert“ (Lamnek 2010: 486). Es ist sehr wichtig, den Kontext des Interakts abzugrenzen und für die InterpretInnen verständlich zu machen. Dieser Schritt ist unabdinglich, um sinnlogische Anschlussmöglichkeiten an folgende Sequenzen sicherstellen zu können. Liegt ein verschriftlichtes Protokoll einer Kommunikation beispielsweise Interviewtranskripte vor, so sind nonverbale Kommunikation, Mimik und Gestik bei der Interpretation nicht rekonstruierbar. Dieses Defizit wird erst durch die Ausdehnung der Interpretation auf visuelle- bzw. Audioaufnahmen beseitigt. Die Interpretationsgruppen analysieren für diese Masterarbeit lediglich verschriftlichte Ausschnitte aus Interviewtranskripten (vgl. Lamnek 2010: 486f).

5.3.1.1.2 Ebene 1: Paraphrase der Bedeutung eines Interakts gemäß dem Wortlaut der begleitenden Verbalisierung

Innerhalb dieser Stufe wird das Gesagte in anderen Worten ausgedrückt. Nachdem die InterpretInnen die oben angeführten Anforderungen erfüllen, wird davon ausgegangen, dass sie als sozialisierte Erwachsene mithilfe ihres Alltagswissens in der Lage sind, Gesagtes zu umschreiben, um mögliche zugrundeliegende Bedeutungskontexte rekonstruieren zu können. Ebenso ist von ihnen zu erwarten, dass jedes Wort mit anderen Bedeutungen versehen ist (vgl. Lamnek 2010: 487).

5.3.1.1.3 Ebene 2: Explikation der Intention des interagierenden Subjekts

In diesem Schritt werden *„extensiv und bewußt [sic!] auch spekulativ Vermutungen über die Bedeutung und die Funktion des Interakts aufgestellt, die das interagierende Subjekt <bewußt [sic!]> durchsetzen, realisieren und hervorrufen wollte“* (Oevermann et al. 1983, 114f zit. nach Lamnek 2010: 487). Es wird davon ausgegangen, dass zwischen der objektiven Bedeutung und dem subjektiven Sinn ein Unterschied liegt. Die ursprüngliche Motivation der objektiven Hermeneutik war es, Differenzen zwischen objektiven und subjektiven Sinnstrukturen aufgrund

von Fehlsozialisierungen aufzudecken. In der Gruppe soll man sich vorstellen, man würde die zu interpretierende Person unmittelbar nach ihrer/seiner persönlichen Intention befragen (vgl. Lamnek 2010: 487).

5.3.1.1.4 Ebene 3: Explikation der objektiven Motive des Interakts und seiner objektiven Konsequenzen

Auf dieser Ebene geht man davon aus, dass hinter subjektiv getätigten Aussagen bzw. Interaktion mit einem anderen Menschen objektiv geltende Sinnstrukturen liegen und diese zur Anwendung kommen (müssen), um vom Gegenüber verstanden zu werden. *„Die objektive Bedeutung des Interakts selbst grenzt die Handlungskontingenz [4] der nachfolgenden Interakte ein“* (Lamnek 2010: 488). Um diese Einschränkung jedoch nicht als selbstverständlich hinzunehmen, offen zu bleiben und somit weitere Gedankenexperimente vornehmen zu können und um gleichzeitig den kontextspezifischen Hintergrund zu verstehen, unterfüttert man die zu interpretierende Textstelle mit Zusatzinformationen:

- 1) Erkenntnisse und Fakten aus anderen Textstellen und Szenen.
- 2) Informationen über individuelle, persönlichkeitspezifische Dispositionen des Sprechers.
- 3) Informationen über die Sozialisationsbedingungen des Sprechers vor allem in der primären Sozialisation.
- 4) Spezifische Informationen, die durch den heuristischen Einsatz theoretischen Wissens gefunden werden (vgl. Lamnek 2010: 488).

5.3.1.1.5 Ebene 4: Explikation der Funktion des Interakts

Auf dieser Ebene wird der Frage nachgegangen, in welche Richtung diese Textstelle weiterführen könnte. Hier werden mögliche folgende Interakte vorgeschlagen, die sinnlogisch anschlussfähig sein könnten. Dies erschließt sich aus der eingeschränkten Handlungskontingenz vorangegangener sowie folgender Interakte. Dies geschieht durch laufende Gedankenexperimente innerhalb der Interpretationsgruppe und das Testen der formulierten Fallstrukturen bis ein Konsens gefunden wird. Es wird also darüber diskutiert, *„inwieweit der Interakt sich den pragmatischen Verpflichtungen der vorangegangenen Interakte fügt“* (Lamnek 2010: 488f).

5.3.1.1.6 Ebene 5: Charakterisierung sprachlicher Merkmale des Interakts

In diesem Schritt soll auf syntaktische, semantische und pragmatische Auffälligkeiten des vorliegenden Schriftstücks geachtet werden. Dabei liegt der Fokus auf der „Normalität“ des

⁴ Handlungskontingenz beschreibt die Wahl zwischen mehreren Auswahlmöglichkeiten. Entscheidet man sich für die eine Möglichkeit, entscheidet man sich nicht für eine andere usw. Dies bedeutet, dass eine anschließende Handlung wahrscheinlicher ist, als eine andere. Niklas Luhmann bezeichnet dies als „doppelte Kontingenz“ (vgl. Luhmann 1987: 156f).

Sprechakts. Dies dient einer späteren sprachsoziologischen Analyse der Kommunikationsstruktur (vgl. Lamnek 2010: 489).

5.3.1.1.7 Ebene 6: Exploration des Interpretationsakts auf Kommunikationsfiguren

Mit diesem Schritt werden die bisherigen Interpretationen der Textstelle mit Interpretationen vorangegangener Textstellen verglichen. Durch diesen Vergleich sollen die Interpreten zu anderen Ergebnissen kommen.

- 1) Es wird diskutiert warum eine alternative Interpretation plausibler, weniger plausibel oder sogar nicht sinnlogisch und demnach nicht anschlussfähig ist.
- 2) Es kann dadurch eine mögliche Kommunikationsfigur rekonstruiert werden, die sich durch die gesamte Interaktion zieht.
- 3) Der Forschende, die Forschende stellte vor der Interpretation eine Gesamtcharakterisierung auf und konfrontiert diese nun damit (vgl. Lamnek 2010: 489).

5.3.1.1.8 Ebene 7: Explikation allgemeiner Zusammenhänge

Basierend auf den vorangegangenen Arbeitsschritten (Ebene 0-6) werden die erarbeiteten kommunikativen Figuren in diesem Schritt einerseits mit anderen möglichen Figuren kontrastiert und andererseits in gewisser Weise verallgemeinert. Damit sollen bestimmte Muster gebildet werden, die mit Hilfe von anderen Fällen in ihrer Robustheit geprüft werden (vgl. Lamnek 2010: 489).

5.3.1.1.9 Ebene 8: Unabhängige Prüfung der Hypothesen

Getätigte Fallstrukturen bzw. Lesearten werden mithilfe des Falsifikationsprinzips der Möglichkeit der Widerlegung ausgesetzt. Da es sich bei der Auswertung um Interpretationen handelt und diese nach Oevermann immer offen und veränderbar sind, kann nur durch einen lang erkämpften Konsens in der Interpretationsgruppe eine Gültigkeit/eine Generalisierbarkeit gewährleistet werden. Jede Interpretation muss vor den Anwesenden erklärt und verteidigt werden. Es soll nicht leicht klein beigegeben werden und um jede Interpretation soll gekämpft werden. Durch das Scheitern soll Informationsreichtum geschaffen werden. *„Die Arbeit in der Gruppe ist (...) sehr wichtig, um zu einer möglichst umfangreichen Sammlung möglicher Lesarten zu kommen“* (Lamnek 2010: 484).

Durch das neunstufige Modell der sequentiellen Feinanalyse soll dieser Prozess unterstützt werden. Die einzelnen Ebenen voneinander zu trennen stellt die InterpretInnen jedoch oft vor nicht geringe Herausforderungen in der konkreten Ausführung. Sie sollen dazu bewegt werden, jede Sinneinheit möglichst vollständig und ausführlich durchzuarbeiten. Diese dient dabei als

Checkliste, wobei die Reihenfolge bzw. die Hierarchie keine zentrale Rolle spielt (vgl. Lamnek 2010: 489f).

5.4 InterpretInnen – wer ist dafür geeignet?

Oevermann ist davon überzeugt, dass die objektive Hermeneutik mit ihren Analyseverfahren nicht von einem einzelnen Forscher oder einer einzelnen Forscherin vorgenommen werden darf (vgl. Lamnek 2010). Um eine objektive Bedeutungsstruktur, also latenten Sinn aus Materialien herausarbeiten zu können, benötigt es mehr als eineN InterpretIn. Zu eingeschränkt ist die Sicht eines einzelnen Subjekts, die Gefahr zu groß, dass Perspektiven aufgrund der eigenen Sozialisation übersehen werden. Dafür benötigt es Gruppeninterpretationen, viel Zeit und fruchtbare Diskussionen.

Die InterpretInnen müssen laut Oevermann folgende Voraussetzungen für die Teilnahme an einer Interpretationsgruppe aufweisen und folgendes mitberücksichtigen:

- Sozialisationsprozess abgeschlossen
- Mit der zu untersuchenden Lebenswelt möglichst gut vertraut sein
- Möglichst viele theoretische Ansätze verwenden
- Keine Neurosen – keine verzerrende Wahrnehmung
- Interpretationen stehen immer in Erklärungsnot vor anderen Interpreten
- Interpretation braucht sehr viel Zeit – Sinn des vorliegenden Interaktionstextes soll möglichst ausführlich ausgelegt werden
- Textstellen dürfen nie als zufällig gesehen werden – jedes Element muss explizit analysiert werden (vgl. Lamnek 2010: 191)

Diese Punkte wurden bei der Auswahl der InterpretInnen vorab beachtet. Im Folgenden werden die geforderten Voraussetzungen bzw. die gestellten Anforderungen an die InterpretInnen erläutert, sowie die vier Interpretationsgruppen und das ausgewählte Material vorgestellt.

5.4.1 Interpretationsgruppen – ein partizipativer, transdisziplinärer und interdisziplinärer Forschungsansatz

Die Auswertungen wurden in vier unterschiedlichen Interpretationsgruppen, bestehend aus jeweils vier Personen (zwei Frauen und zwei Männer) vorgenommen. Besonderes Augenmerk lag hierbei auf einer interdisziplinären Zusammenstellung der und geschlechtliches Gleichgewicht in den Interpretationsrunden. Nach Oevermann (2002) ist eine interdisziplinäre Analyse nicht

zwingend notwendig, erweist sich jedoch als zusätzliche Prüfung und Validierung der Fallstruktur, da sie aus mehreren Gesichtspunkten betrachtet wird (vgl. 2002: 8f). Zusätzlich wiesen die einzelnen Gruppen, als auch die Gruppen intern unterschiedliche demographische Merkmale auf. Sie unterschieden sich in Alter, Geschlecht, höchster abgeschlossener Bildung, städtischer und ländlicher Sozialisation sowie Art der Ausbildung. Mir war es wichtig, eine bestmögliche Objektivität aufgrund verschiedener Personen gewährleisten zu können und einen möglichst interdisziplinären Zugang zu schaffen.

Mit diesem methodischen Ansatz wollte ich die eigenen disziplinären, aber auch professionellen Grenzen überwinden, noch bevor klar wurde, dass die Methode ohnehin eine breite Zusammenstellung von InterpretationspartnerInnen erfordert. Diese Motivation liegt der Annahme zugrunde, blinde Flecken bestmöglich aufzudecken und den Interpretationsraum durch NichtwissenschaftlerInnen erweitern zu können. Speziell in Bezug auf das Thema Arbeit bin ich der Meinung, dass alle Teilnehmenden aufgrund der eigenen Sozialisation Laien und ExpertInnen zugleich sind (vgl. Irwin 1995; Wynn 1992). Der vierte und letzte Aspekt, der bei der Auswahl der InterpretationspartnerInnen eine Rolle spielte, war der Anspruch an eine Geschlechtergleichheit. Jede Interpretationsrunde setzte sich deshalb aus zwei Frauen und zwei Männern zusammen.

Ich informierte meine InterpretationspartnerInnen darüber, dass es sich um arbeitslose junge Erwachsene handle, die zum Zeitpunkt des Interviews arbeitslos waren. Ich berichtete, dass wir StudentInnen, die InterviewpartnerInnen, infolge eines Projektes und eines Masterseminars bei Herrn Univ.-Prof. Mag. Dr. Kittel über das AMS ausfindig gemacht, und sie interviewt haben. Sie wurden auch über das Geschlecht und Alter des Interviewpartners, der Interviewpartnerin informiert. Diese soll Klarheit über die Situation, in der das zu Analysierende entstanden ist, schaffen. Dies dient einem gemeinsamen Verständnis der InterpretInnen, um die Rahmenbedingungen für die darauffolgende Analyse des Materials abstecken zu können (vgl. Poscheschnik 2010). Dabei werden u.a. folgende kontextuelle Fragen beantwortet: Handelt es sich um eine Interviewsituation zwischen einem/einer InterviewerIn und einer interviewten Person? Liegt ein Gespräch zwischen zwei FreundInnen in einem Kaffeehaus vor? Handelt es sich um ein Gemälde? Wenn ja, wie und von wem wurde es angefertigt? Diese Informationen werden den InterpretInnen mitgeteilt, um einen gemeinsamen Wissenstand und eine gemeinsame Ausgangssituation gewährleisten zu können.

Jede Interpretationsgruppe interpretierte jeweils eine von mir vorab ausgewählte Interviewpassage aus jeweils einem Interviewtranskript von einem Interviewpartner, einer Interviewpartnerin. Dafür habe ich sowohl die Frage der/des InterviewerIn, als auch die

darauffolgende Antwort des/der InterviewpartnerIn in einzelne Sinneinheiten (ein Wort, eine paar Wörter, einen halben Satz bis zu einem Beistrich) aufgeteilt, anhand einer Powerpoint-Präsentation präsentiert und mittels des neunstufigen Analysemodells gemeinsam analysiert. Hierbei war es wichtig, dass die InterpretationspartnerInnen nicht vorab die gesamte Aussage sehen konnte, um die Vielfalt der Gedankenexperimente, um mögliche sinnlogische Anschlussmöglichkeiten und Fallstrukturen zwischen den InterpretationspartnerInnen sicherstellen zu können (vgl. Lamnek 2010).

6. Empirische Ergebnisse

6.1 Falldarstellungen – subjektive Sinnstrukturen zum Thema Bedeutung von Arbeit

Im folgenden Ergebnisteil werden zuerst die subjektiven Sinnstrukturen der einzelnen InterviewpartnerInnen und ein Einblick in die individuellen Lebenswelten in Bezug auf ihre persönliche Bedeutung von Arbeit vorgestellt. Anschließend werden jene Sinnstrukturen, welche sich bei allen vier InterviewpartnerInnen, trotz großer Unterschiede in Bezug auf Intensität von Arbeitslosigkeit, Bildungsabschluss und Alter rekonstruieren ließen, vorgestellt.

6.1.1. Fallstrukturen aus dem ersten ausgewählten Interview

Die nachstehenden Interviewpassagen (Antwort des Interviewpartners) wurden in kleinere Sinneinheiten (siehe unten) aufgespaltet und ihre latenten Bedeutungen von Arbeit via vorgeschlagener Lesearten (Fallstrukturen) durch die InterpretInnen, in Anlehnung an das neunstufige Model nach Oevermann (2002) rekonstruiert. So suchte ich folgende Sequenz aus dem Interviewtranskript von Interviewpartner 01 für die erste Interpretationsgruppe aus:

Frage der Interviewerin:

„Ok und was sonst, was ist so dein ((blättert)) oder was Utopisches? (I01: Zeile 322)

Antwort des Interviewten:

*„Hmm, das ist eine gute Frage, ja, ist wirklich eine gute Frage, ich glaube auf den letzten Zettel habe ich Privatdetektiv geschrieben oder so ((beide lachen)) ja, das hab ich wirklich, ohne Spaß. Ja, ich will was machen, was mir Spaß macht, weißt du. Mittlerweile bin ich 30, oder 29 und ich will einfach was machen was mir Spaß macht, wo ich nicht den ganzen Tag mit dem faden Auge stehe und * ja, drauf warte, dass der Zeiger rumgeht, ja. * Keine Ahnung, das kann alles sein, wirklich, da lege ich mich nicht fest, also was halt Spaß macht, das könnte Privatdetektiv, keine Ahnung, Flieger oder ((lacht)) ich weiß es nicht, ja, wenn es Spaß macht“ (I01: Zeile 323-329).*

1. Sequenz

IP: *Hmm, das ist eine gute Frage, ja, ist wirklich eine gute Frage,*

Das erste Wort – „*Hmm*“ – könnte Zeit um nachzudenken verschaffen bedeuten oder, dass er die Frage nicht verstanden hat. Es könnte auch ein Ausdruck von Entspannung oder Genuss sein. Er

könnte auch seufzen oder genervt reagieren. Er könnte auch nicht einverstanden mit der Frage sein. Demnach wäre es eine verärgerte Reaktion. Es kann aber auch eine neutrale Reaktion sein oder ein Stöhnen oder lediglich eine höfliche Reaktion.

Die zweite Teilsequenz – *„das ist eine gute Frage,“* – signalisiert auf manifester Ebene, dass er die Frage als gut bewertet. Er könnte sie aber auch als schlecht bewerten und reagiert nur höflich. Die Passage könnte auch zum Zeit gewinnen und Nachdenken dienen. Möglicherweise hat der Interviewte darüber noch nie nachgedacht. Womöglich hat er keine Ahnung was er antworten soll oder möchte vielleicht nicht sagen, was er sich wirklich denkt. Vielleicht ist er mit dem Fremdwort utopisch überfordert und es ist reine Ablenkung und Höflichkeit. Eventuell denkt er sich, „jetzt möchte sie noch etwas wissen, dabei habe ich ihr doch schon vorher genügend erzählt“. Er muss sich anstrengen, denn das gesamte Interview ist anstrengend. Oder das gesamte Interview ist sehr angenehm und noch nie hat er so offen über seine Situation gesprochen. Nachdem die Frage mit dem ODER gleichzeitig in die Gegenwart und Zukunft gerichtet wurde, muss er überlegen auf was er antworten soll. Es ist eine schlecht formulierte Frage. Sie benötigt Vorwissen, ansonsten würde sie keinen Sinn ergeben. *„ja“*: wurde als Selbstzustimmung und als Verstärkung gedeutet. *„ist wirklich eine gute Frage“*: bewertet die Frage als gut; er wiederholt seine erste Aussage; die Funktion ist verstärkend; mit der Wiederholung verschafft er sich noch mehr Zeit; er verstärkt implizit, dass die Frage völlig schlecht ist; er verstärkt, dass die Frage wirklich gut ist; das Wort *„wirklich“* wirkt verstärkend; sich selbst bestätigen; er betont, dass die Frage wirklich gut ist.

Die Interpretationsrunde kam zu dem Entschluss, dass er sich mit dieser wiederholenden Aussage, die eine häufig in Gesprächen verwendete Floskel ist, (vgl. Garfinkel 1997) Zeit verschaffen möchte. So wurde im Rahmen der Interpretationsgruppe festgelegt, dass die Interviewfrage schlecht formuliert wurde und sehr viel Vorwissen aus den Interviewpassagen bis dahin nötig sei, um zu verstehen, worum es eigentlich geht. Die Gruppe einigte sich darauf, dass der Interviewpartner noch nie eine solche Frage gestellt bekommen hat und dementsprechend noch nie darüber nachgedacht hat. Auch kamen sie zu der Leseart, dass er mit dem Fremdwort „Utopie“ Schwierigkeiten hat.

2. Sequenz

IP: *ich glaube auf den letzten Zettel habe ich Privatdetektiv geschrieben oder so ((beiden lachen)) ja, das hab ich wirklich, ohne Spaß*

„ich glaube auf den letzten Zettel habe ich Privatdetektiv geschrieben oder so“ – Die Leseart, dass der Interviewpartner Vorwissen benötigte, kann angenommen werden. Er weiß was die Interviewerin meint, so, dass er mit einer konkreten Berufsbezeichnung – Privatdetektiv (nicht z.B. Kaufhausdetektiv oder nur Detektiv) antwortet. Weiter wurde die Leseart bzw. Fallstruktur, dass

er sich darüber noch nie Gedanken gemacht hat, verworfen. Die Gruppe kommt weiter zu dem Verdacht, dass er etwas Zeit zum Überlegen benötigte, weil schon etwas Zeit vergangen ist, seitdem er auf einen Zettel „Privatdetektiv“ geschrieben hat; vielleicht äußerte er es beim letzten Mal auch nicht mündlich, sondern nur schriftlich, da er von einem Zettel spricht. Die InterpretInnen stellten sich die Frage von welchem Zettel er spricht. Dabei kam der Vorschlag, dass es sich um einen Berufseignungstest handeln könnte. Im Rahmen der Interpretationsgruppe kam es zu der Annahme, dass es sich um eine Befragung vom AMS drehen könnte, da er arbeitslos ist. Sie vermuteten, dass er den Beruf, den er damals auf einen Zettel geschrieben hat, gerne ausüben würde. Es kann aber auch vermutet werden, dass er es zynisch meint. Aus dem „*beim letzten Mal*“ schließt die Gruppe, dass er schon mehrere Male mit dieser Frage konfrontiert wurde und schon mehrmals auf einen „Zettel“ „*Privatdetektiv*“ geschrieben hat. Die InterpretInnen meinten, dass Privatdetektiv eher ein ungewöhnlicher Beruf ist. Möglicherweise ein Beruf der mit Kindheitserinnerungen in Verbindung steht. Wie zum Beispiel in der Kinderserie Inspector Gadget. Das Gegenargument lautete, dass es sich bei Privatdetektiv nicht um etwas Kindliches gehen muss; auch Columbo oder Sherlock Holmes werden damit assoziiert. Die Gruppe objektiverte, dass es sich bei seinem Wunschberuf um keinen gewöhnlichen 9-5 Job handelt (Bürojobs; KassiererInnen, handwerkliche Berufe). Auch assoziierten die InterpretInnen „Privatdetektiv“ mit einem spannenden und abwechslungsreichen Beruf. Auch mögliche freiere Arbeitseinteilung wurde damit in Verbindung gebracht. Im Rahmen der Interpretationsgruppe wurde beschlossen, dass die Antwort zu dem Begriff „*utopisches*“ passt. Sie glaubten nicht, dass er daran glaubt, Privatdetektiv zu werden - und er es als etwas Unerreichbares, einen Traum, womöglich etwas Lächerliches ansieht und es nur auf den Zettel geschrieben hat, damit er nicht nichts hinschreibt. Damit kann die Fallstruktur, dass er nicht weiß was „*utopisch*“ bedeutet, falsifiziert werden. Es kann aber auch sein, dass er jedes Mal einen anderen Berufswunsch aufgeschrieben hat. Die InterpretInnen vermuten, dass er solche Fragen nicht ernst nimmt.

((*beide lachen*)) – folgende mögliche Lesearten wurden innerhalb der Interpretationsgruppe durchbesprochen: Interviewende nimmt Interviewten nicht ernst; Interviewerin hat zuerst gelacht, Interviewte hat zuerst gelacht; Interviewende findet den Beruf lächerlich; Interviewende lacht weil sie mit so einer Antwort nicht gerechnet hat; Interviewerin findet den Beruf als Privatdetektiv lustig; es ist einen der beiden unangenehm und das Lachen verdeckt damit Unannehmlichkeit; Interviewte versteht unter „*was utopisches*“ selbst etwas unerreichbares; utopisch bedeutet für beide was positives; utopisch bedeutet für beide was lächerliches; einen Traum, zu dem es nie kommen wird; offensichtlich ist es ok zu lachen – da beide lachen – die Anschlussfähigkeit ist gegeben, es ist kein Begräbnis wo lachen völlig fehl am Platz wäre – jedoch auch dort kommt es

vor, dass Menschen aus Verzweiflung oder Unsicherheit lachen; aber hier wird es von niemandem sanktioniert; vielleicht wird es durch das „ohne Spaß“ sehr wohl sanktioniert; vielleicht möchte der Interviewte die Situation wieder ernst machen – sich ernst genommen fühlen; Lachen ist nicht angebracht gewesen. In der Gruppe wurde definiert, dass der Interviewte die Situation wieder seriös machen möchte und ernst genommen werden möchte und das Lachen nicht angebracht war.

„ja, das hab ich wirklich, ohne Spaß“ – bezieht sich auf das Lachen; bestärkend – will es klar machen, dass er es ernst meint; er rechtfertigt seine Wünsche auch wenn sein Berufswunsch ungewöhnlich ist. Das Lachen war nicht sozial anerkannt, und nicht angebracht. Vielleicht ist er bereits ein Privatdetektiv und fühlt sich ausgelacht. Die Gruppe kam zu dem Entschluss, dass er den Wunschberuf ernst nimmt und ernst genommen werden möchte.

3. Sequenz

IP: *Ja, ich will was machen, was mir Spaß macht, weißt du, mittlerweile bin ich 30, oder 29 und ich will einfach was machen was mir Spaß macht,*

„Ja“ – er bestätigt seine vorangegangene Aussage; er bestätigt sich selbst; bestärkt seine vorangegangene Aussage; Bindewort zur nächsten Aussage;

„ich will was machen“ wurde von der Interpretationsgruppe mit Aktivität in Verbindung gebracht. Er hat Lust was zu machen; er möchte aktiv werden. Der Interviewte ist arbeitslos und möchte etwas machen. Macht er in seiner Arbeitslosigkeit nichts? Was bedeutet nichts machen? Was bedeutet etwas machen? Steht „machen“ für eine Erwerbstätigkeit? Was macht er als Arbeitsloser? Weiß er was er machen möchte? War das nur ein Beispiel? Wird Privatdetektiv mit Spaß gleichgesetzt? Die Gruppe kommt zu dem Entschluss, dass er weiß was er machen möchte.

„Spaß“: InterpretInnen diskutierten was Spaß bedeuten kann. Spaß ist etwas Momentanes und (schnell) Vergängliches; hat keine langanhaltende Dauer. Es steht im Gegensatz zur „Freude“, da Freude nachhaltiger ist als Spaß. Spaß kann Freude bereiten – Bsp.: eine Spritztour mit dem neuen Auto kann Spaß machen, aber das Auto bereitet (im besten Fall) länger Freude. Freude an einer Sache haben, kann aber auch Spaß machen.

„was mir Spaß macht“: Klingt etwas passiv, so als würde er belustigt werden wollen. Es erinnert die InterpretInnen an eine Berieslung im Theater oder vor dem Fernseher. Es sind Momentaufnahmen oder Erinnerungen. Spaß ist positiv konnotiert und wird mit einem positiven Gefühlszustand in Verbindung gebracht. Jedoch sagt er nicht, dass er Spaß machen will, wie ein Kabarettist oder ein lustiger Unterhalter. Er will belustigt werden. Spaß wird weiter von der Gruppe mit Lachen in Verbindung gebracht. Man lacht, wenn etwas Spaß macht. Es wurde im Rahmen

der Interpretationsgruppe festgehalten, dass Spaß und Humor sehr subjektive Empfindungen sind. Nicht jedeR findet das gleiche lustig. Womöglich handelt es sich um einen Diskursstrang der Generation Y – Arbeit soll Spaß machen (vgl. Krahn et al. 2014). Die Interpretinnen diskutierten den Unterschied zwischen intrinsischen und extrinsischen Motivationsfaktoren. Intrinsisch steht in der Literatur für Selbstverwirklichung, Sinn in der Arbeit zu sehen und Eigeninitiative (vgl. Gallie 2007). Extrinsisch steht für externe Anreize wie Geld, Jobsicherheit, Aufstiegsmöglichkeiten und Anerkennung. Es wurde sich die Frage gestellt, ob Spaß zu intrinsischen Arbeitsmotivationen gezählt werden kann. Die Interpretationsgruppe setzte die Aussage in einen historischen Vergleich. Womöglich ist es gegenwärtig legitim zu sagen, dass man eine Arbeit verrichten möchte, die „*einem Spaß macht*“. Vielleicht wäre es vor fünfzig Jahren nicht legitim gewesen – es war vorrangig wichtig überhaupt einen Job zu bekommen. In diesem Zusammenhang diskutierte die Gruppe über Spaßgesellschaften und Hedonismus. Junge Leute wollen nur noch Spaß haben. Wenn sie vom Ausgehen am Wochenende sprechen, bezeichnen sie es als „feiern“. Jedoch feiert man doch eigentlich nur spezielle Anlässe (Geburtstage, bestandene Prüfungen, etc.). Jedoch meinten die InterpretInnen, „gehen wir feiern“ schon öfter für das „normale“ Weggehen am Wochenende gehört zu haben. Spaß wurde auch als Synonym von Leichtigkeit weiter diskutiert. Lässt sich eine Aufgabe leichter bewältigen, wenn sie Spaß macht? Steht Spaß für etwas können? Steht Spaß für die eigenen Talente ausleben können, mit denen es dann einfach funktioniert? Ist es passiv, ist es aktiv? Um „bespaßt“ zu werden, muss man aber nichts können. Es muss lediglich eine Anschlussfähigkeit an meinen Sinn für Humor vorhanden sein. Ist Spaß eine neue Sinnstruktur in Bezug auf Arbeit? Die Gruppe objektivierte, dass „*Spaß machen*“ eine Bedeutung von Arbeit sein könnte. Auch waren sie der Auffassung, dass Spaß etwas Subjektives und die Bedeutung des Interviewpartners eine sehr egoistische ist. Spaß wurde auch mit Leichtigkeit und das Ausleben von Talenten in Verbindung gebracht. Jedoch einigte sich die Gruppe auch darauf, dass es sich um eine passive Bedeutung drehe und mehr für „bespaßt werden“ steht, als aktiv Spaß zu bereiten.

„*weißt du*“: Die InterpretInnen diskutierten folgende mögliche Lesearten: Es handelt sich um eine normale Redewendung, um zu versichern, ob die Interviewerin zuhört und ihn auch wirklich versteht. Er will zusätzlich klar machen, dass er es ernst meint. Spaß an der Arbeit zu haben ist ihm wirklich wichtig. Auch möchte er, dass dieser Wunsch ernst genommen wird. Es ist eine Möglichkeit, sich zu vergewissern, ob das Gegenüber die Welt ähnlich sieht als man selbst (vgl. Garfinkel 1997). Womöglich bezieht er sich dabei auf das vorangegangene Lachen. Die Interpretationsrunde definierte „*weißt du*“ als eine Verstärkung der Wichtigkeit von „Arbeit muss für ihn Spaß machen“.

„mittlerweile bin ich 30 oder 29“: Folgende Lesearten diskutierten die InterpretInnen: Er korrigiert sich. Er weiß es nicht. Er hat sich lediglich versprochen. Zwischen 29 und 30 ist nicht mehr viel Unterschied. Er lügt. Er will sich vor der Interviewerin jünger machen. Vielleicht hat er bald Geburtstag. Er korrigiert nach unten weil er sich womöglich jünger machen möchte, da er schon so lange arbeitslos ist. Die InterpretInnen meinten, dass 30 eine Art institutionalisierte Zahl in unserer Gesellschaft darstellt. Man sollte das Studium abgeschlossen haben. Womöglich in einer Partnerschaft leben bzw. bereits ein Kind haben. Unterschiede gibt es je nach Bildungsstand, oder ob man am Land oder in der Stadt lebt. Er schämt sich vielleicht für seine Arbeitslosigkeit. Vielleicht möchte er auch bestärken, dass er schon lange Tätigkeiten verrichtet hat, die ihm keinen Spaß gemacht haben und ihm eine Arbeit, die ihm *„Spaß macht“* mit fast 30 zusteht. In der Interpretationsgruppe setzt sich die Annahme durch, dass er sich mit fast 30 schämt arbeitslos zu sein. Wie auch die Ergebnisse der Studie zu den sozialen Repräsentationen von Arbeitslosen (vgl. Eberl et al. 2013) gezeigt hat, wird Arbeitslosigkeit in der Gesellschaft sozial sanktioniert. Mit Zuschreibungen wie „faul“, „unmotiviert“ usw. wird die Verantwortung lediglich dem Individuum zugeschoben. Auch einigten sie sich darauf, dass er meiste Zeit seines Lebens womöglich Arbeiten verrichtet hat, die ihm keinen Spaß gemacht haben.

„und ich will einfach was machen was mir Spaß macht“: Er bezieht sich auf die vorangegangenen Passagen zum Thema Spaß. Die bislang getätigten Lesearten können angenommen werden.

Zwei Mal *„ich will was machen“*: zusätzliche Betonung; es wird dadurch verstärkt. Wollen hat eine stärkere Bedeutung als möchten. Es ist etwas Starkes und mächtiges, etwas Forderndes. Zwei Mal *„Spaß“*: Betonung; es wird dadurch verstärkt; das zweite Mal Spaß wurde mit *weißst du* abgefragt; spätestens beim zweiten Mal soll klar sein, dass es der Interviewte ernst meint. Die Leseart, dass es sich um ein eher passives bespaßt werden wollen handelt, wurde damit verworfen.

4. Sequenz

IP: *wo ich nicht den ganzen Tag mit dem faden Auge stehe und * ja, drauf warte, dass der Zeiger rumgeht, ja. **

„wo ich nicht den ganzen Tag“: Die Interpretationsgruppe meinte, dass es auf einen Vollzeitjobtag mit 8 Stunden – „9 to 5“ hinweist. Die Leseart, dass ihm eine freiere Zeiteinteilung wichtig ist, konnte damit angenommen werden. Die Leseart, dass er sehr lange Arbeiten verrichtet hat, die ihm keinen Spaß gemacht haben, kann bislang nicht angenommen, aber auch nicht verworfen werden.

„wo“: bezeichnet womöglich einen fixen Ort. Ganz im Gegenteil zu einem Transportjob, wie LKW-FahrerIn, wo man unterwegs ist und von A-nach-B fährt und dementsprechend Ortswechsel vornimmt. Auch könnte er von Homeoffice sprechen. Die Gruppe interpretierte, dass er nicht ortsgebunden sein möchte.

„mit dem faden Auge“: Der Satz ist sehr metaphorisch. Es handelt sich um eine dialektale Redewendung für Langeweile. Auch weist sie darauf hin, dass es nicht viel zu tun gibt. Spaß steht hier für die Interpretationsgruppe auch im Gegensatz zu Langeweile.

„stehe“: Ist sehr konkret. Es ist nicht sitzen oder fahren, oder liegen oder fliegen oder fallen oder klettern, oder laufen oder gehen oder kriechen oder robben. Er bezieht es sich auf einen stehenden Beruf – so wie FriseurInnen oder VerkäuferInnen? Die Leseart des Wunsches nach keiner Ortsgebundenheit konnte hiermit angenommen werden.

„ja, drauf warte,“: Man wartet auf einen Zug oder auf einen Bus. Man wartet auf eine Verabredung und man wartet im Wartezimmer eines Arztes/einer Ärztin. Es deutet auf Passivität und Langeweile hin. Dabei gibt es keine Aufgabe und man kann nichts dagegen tun. Man kann darauf warten, dass es Frühling wird, kann aber nichts dagegen tun wie lange der Winter anhält. Die Interpretationsgruppe definierte, dass Spaß bei ihm ganz im Gegenteil zu Passivität steht. Die Leseart, dass er sich passiv berieseln lassen möchte, konnte damit verworfen werden. Er möchte selbst über Ort und Zeit entscheiden können. Spaß steht für Aktivität?

„dass der Zeiger rumgeht, ja. *“: Es ist wieder eine Metapher. Sie unterstreicht und verstärkt noch einmal den Wunsch zur Aktivität und Selbstbestimmtheit. Dies steht im Widerspruch zu „warten“, Passivität und Ohnmacht.

5. Sequenz

IP: „Keine Ahnung, das kann alles sein, wirklich, da lege ich mich nicht fest,“

Kann wiederum als Füllphrase gedeutet werden um Zeit zu gewinnen. Womöglich weiß er es nicht und Pilot ist lediglich ein Sinnbild für einen nicht normalen 8 Stunden Arbeitstag an einem bestimmten Ort, was ihm Spaß bereiten würde. „wirklich“ dient hier wiederum als Verstärkung zu seinem Wunsch sich seine Zeit und seinen Ort aktiv und freier bestimmen zu können. „da lege ich mich nicht fest“ deutet auf Flexibilität und Offenheit hin. Für ihn ist der Beruf Privatdetektiv nicht der Inbegriff von Spaß, aber eine Berufsform bei der man etwas freier ist als in einem ortsgebundenen Vollzeitjob.

6. Sequenz

IP: „also was halt Spaß macht, das könnte Privatdetektiv, keine Ahnung, Flieger oder ((lacht)) ich weiß es nicht, ja, wenn es Spaß macht“

„also was halt Spaß macht“: er wiederholt zum dritten Mal das Wort Spaß; „halt“: unterstreicht, dass es mittlerweile ja klar sein sollte, dass Arbeit Spaß machen soll. Alles was nicht ortsgebunden und an Langeweile, Passivität und Warten erinnert, steht für ihn für Spaß

„das könnte Privatdetektiv, keine Ahnung, Flieger oder ((lacht))“: Privatdetektiv ist ein abwechslungsreicher Beruf. Was meint er mit Flieger? Meint er damit Pilot? Ein Flieger ist etwas aus Papier gefaltetes und deutet auf eine kindliche Formulierung und Naivität hin. Jedoch sah die Interpretationsgruppe ihre Leseart, dass Arbeit dann für ihn Spaß macht, wenn sie ortsungebunden ist, durch diese Aussage gestützt. Auch weist Pilot auf eine große Verantwortung und Selbstbestimmung hin. Es ist auch ein sehr prestigeträchtiger Beruf, führt also zu gesellschaftlicher Anerkennung.

Die getätigten Lesearten bzw. Fallstrukturen wurden konnten durch andere Passagen im Interview ebenfalls bestärkt werden und werden im Folgenden vorgestellt.

6.1.1.1 Fallstrukturgeneralisierung Interview 01

Aus der Interviewpassage wurde deutlich, dass es sich um einen Ende Zwanzig, Anfang dreißigjährigen Mann handelt, der „mittlerweile“ durchaus selbstbewusst und bestimmt den Anspruch an eine Arbeit stellt, die seinen subjektiven Anforderungen, in seinem Fall „Spaß“ durch die Arbeit zu erfahren, gerecht wird. Spaß steht dabei im Widerspruch zu Langeweile und dem Gefühl von Passivität und fehlender Selbstbestimmung, wie er es vermutlich in der Vergangenheit erlebt hat. Dieser Anspruch kann als sein subjektiver Sinn interpretiert werden. Die Vermutung, dass er bislang eher Tätigkeiten verrichtet hat, die ihm keinen „Spaß“ bereitet haben, zeigt sich auch in einer anderen Passage im Interview wo er von seiner Lehrzeit und seinen anfänglichen Berufserfahrungen erzählt:

*„Lass mich mal überlegen, das war eigentlich so, dass ich damals immer in die HTL gehen wollte, aber das hat dann halt irgendwie nicht geklappt, und eigentlich war das so mit dem Beruf, weißt eh, die Mutter in den Sommerferien: „Jetzt hast noch immer keinen Lehrplatz (tatata)“. Dann nimmst halt was kommt und bei mir es der Einzelhandel. Bewerbungen geschrieben, also Automechaniker, als das, das, das, und der Einzelhandel ist es halt geworden, dort habe ich einen Lehrplatz bekommen und den haben wir genommen, nicht. * So war das bei mir“ (01: Zeile 73-76).*

„Ja, meine Mutter ist da ziemlich dahinter gewesen, die hat halt immer gemeint, du musst was aus dir machen, so auf die Art halt. Du musst ein Geld verdienen und das und das und mit 15 Jahren, da widerspricht man seiner Mutter nicht so, zumindest bei uns zuhause nicht ((lacht)) ja“ (I01: Zeile 87-89).

Der Interviewpartner konnte seinen Werdegang damals nicht selbst bestimmen und musste sich der Forderung seiner Mutter, einen Lehrberuf zu erlernen, beugen. Nachdem auch Plan B, eine

AutomechanikerInnenlehre, nicht klappte, begann er eine Lehre als Einzelhandelskaufmann und zog diese unter für sich schlimmen Umständen durch. „[...] *Ich weiß noch was ich geweint habe in meiner Lehrzeit ((demonstriert)), aber dann hast schon zwei Jahre, dann machst das halt fertig, nicht*“ (01: Zeile 108-109).

Obwohl ihm dieser Beruf nie Freude bereitete, arbeitete er nach Abschluss seiner Lehre noch in einigen anderen Unternehmen als Verkäufer bzw. im Lager:

*„[...] ja, so das war mal meine Lehre, danach ja, was hab ich alles gemacht? Ich hab in einem, ja, ich hab in einem Autohaus, habe ich gearbeitet, habe das Ersatzteillager halt gemacht, ich habe beim Conrad habe ich gehackelt, in der Elektro/ also Elektrofirma halt, im Elektroverkauf, * ja, lauter so Einzelhandelssachen halt, na, also was halt mein Lehrberuf so, ja, mitgebracht hat“ (I01: Zeile 27-33).*

Nach jahrelangen Ausüben eines Berufs, der ihm keine Freude bereitete, gerät er in unangenehme Umstände (auf die er nicht näher eingeht) und damit einhergehend, in die Arbeitslosigkeit bzw. Schwarzarbeit.

„[...] und jetzt, muss ich schon ehrlich zugeben, die letzten Jahre sind schon ziemlich schwierig für mich. Erstens einmal spielt die Vergangenheit viel Rolle und so, aber es ist schwierig für mich was zu finden, ich mache meistens immer nur so Gelegenheitsgeschichten, Leih- Zeitarbeit und sowas oder Pfuschen [...]“ (I01: Zeile 35-38).

Seine zentrale und häufig betonte Forderung nach „Spaß“ in und durch einen Beruf zu erleben, gewinnt durch den Einblick in seine Biographie an zusätzlicher Deutlichkeit und Nachvollziehbarkeit. Die Interpretationsrunde kam zu dem Entschluss, dass „Spaß“ seinen Sinn von Arbeit darstellt und für Aktivität, im Gegensatz zu passiven Warten bis die Zeit vergeht, Selbstbestimmung steht. Spaß als Bedeutung bzw. der Sinn an Arbeit, scheint weiters für die Befriedigung intrinsischer Bedürfnisse, sowie Selbstverwirklichung und das Ausleben eigener Talente zu stehen (vgl. Gallie 2007). Spannt man den Bogen auch zurück zu Marie Jahoda (1982), zeigt sich, dass Arbeit für ihn auch mit seinem ganz persönlichen Sinn einhergeht und dass Arbeit dann lieber gemacht wird, wenn es Freude bereitet und man etwas gut kann (vgl. Jahoda 1982; Rössler 2012). Auch laut der jüngeren Studie „Jung und auf der Suche nach Arbeit in Wien“, *„wirken sich Jobs von schlechter intrinsischer Qualität negativ auf die intrinsische Arbeits- und Leistungsmotivation aus“* (Kittel et.al 2015: 7). Auch die Tatsache, dass im Interview vom Interviewpartner unterstellt wird, dass die Interviewerin weiß was mit „Spaß“ gemeint ist, und die Interviewerin nicht explizit nachfragt und es stillschweigend hinnimmt, weist darauf hin, dass (zumindest innerhalb dieser Generation, Interviewpartner 29 und Interviewpartnerin 26) ein gegenseitiges Verständnis davon vorhanden ist, dass Arbeit Spaß machen soll. In Bezug auf Berger und Luckmann (2012) und Oevermann (1993) kann demnach gesagt werden, dass hier

mittels ähnlicher objektiver Sinnstrukturen interagiert und kommuniziert wurde. Womöglich die Wichtigkeit der Auslebung intrinsischer Werte, wie sie der Generation Y (vgl. Krahn et al. 2014) nachgesagt wird.

Extrinsische Faktoren wie Geld oder Anerkennung können anhand dieser Passage nicht ausfindig gemacht werden (vgl. Gallie 2007). Grundsätzlich kam die Interpretationsrunde zu dem Entschluss, dass er motiviert wirkt und aktiv und tätig werden möchte – „*ich möchte was machen*“. Wodurch die Vermutung in der Interpretationsrunde entstanden ist, dass er sich in seiner Arbeitslosigkeit nicht wohl fühlt. Anhand der Interviewpassage zu seinem persönlichen Erleben der Arbeitslosigkeit, kann diese Leseart ebenfalls angenommen werden.

*„[...] es ist aber eigentlich eher so, dass sich mein Tag dadurch gestaltet, dass ich * aufstehe, übliche Dinge tue, Freunde, ich hab ein paar gute Freunde, * mit denen treffe ich mich regelmäßig auch, aber sonst * also viel unterwegs oder so bin ich letzter Zeit nicht mehr wirklich ((wird leiser)) das *ja, irgendwie keine Lust mehr, oder wie auch immer, ich bin keine 16 mehr ((lacht)) ((lehnt sich zurück))“ (I01: Zeile 170-174).*

Die Arbeitslosigkeit erlebt er als frustrierend, langweilig und teilweise isolierend. Auf die Frage was ihn motiviere arbeiten zu gehen bzw. aus welchen Gründen er arbeiten gehen möchte, antwortet er folgendermaßen:

„Ich kann es dir als Langzeitarbeitsloser sogar beantworten, warum will ich arbeiten? Wenn man mal eine gewisse Zeit zuhause gewesen ist, ja und jeden Tag das Fernsehprogramm schon auswendig kennt und seine Coach schon so eine Mulde hat vom ((I schmunzelt IP lacht)) das ist wirklich, man kennt das als Langzeitarbeitsloser in und auswendig, dann geht es dir einfach selber auf die Nerven. Du willst einfach etwas anderes machen. Der Mensch braucht eine Aufgabe, Mensch ist ein Gewohnheitstier mehr oder weniger und man braucht einfach eine Aufgabe, man fühlt sich dann nicht nutzlos. Also mir geht es zumindest so, ich sitze schon oft zuhause und denke mir, schon wieder der unnötige Film, oder die Serie oder was auch immer, und allein deswegen schon, möchte man dann mit der Zeit selber irgendwas machen [...]“ (I01: Zeile 416-424).

Wie bereits Jahoda (1982) herausgefunden hat, hat Arbeit mehrere Funktionen für ein Individuum. In seinem Fall sind die strukturierende Funktion von Arbeit und die Stärkung seines Selbstvertrauens als Gegenleistung zentral. Ebenfalls wie bei Jahoda (1982) zeigen sich negative Auswirkungen von Arbeitslosigkeit in Bezug auf seine psychische und physische Gesundheit, welche die Leseart, dass er gerne „*etwas machen*“ würde zusätzlich untermauert. Anhand des Begriffs „*Gewohnheitstier*“ kann Arbeit als strukturierendes Element verstanden werden (vgl. Jahoda 1982). Auch die Metathese, dass Arbeit ein unhinterfragter Bestandteil in seinem Leben ist, findet durch zusätzliche Interviewausschnitte an Bedeutung. Dies kann mit der hier zugrundeliegenden Theorie der Phänomenologie tiefergehend erklärt werden (Berger/Luckmann 2012), als dass Arbeit innerhalb jeder Sozialisationsphase, zuerst durch Miterleben, und ab der zweiten Sozialisationsphase selbst erlebt, verinnerlicht und zu einem zentralen Bestandteil im

Leben wird. Eine weitere Interviewpassage stützt die Fallstruktur, dass Arbeit unhinterfragt hingenommen wird. Es zeigt, dass er aus seiner momentanen Passivität ausbrechen, und aktiv werden möchte.

„Ich habe momentan nichts, mache momentan, darf man das sagen da, wenn man nebenbei hackeln geht? [...]“ (I01: 194-195).

Gelegentlich arbeitet er auf Baustellen, von denen er durch bekannte Arbeiter von der Nachbarstiege im Wirtshaus erfährt. Diesen Tätigkeiten geht er auch nach obwohl es ihm nicht so viel „Spaß“ bereitet. Geldsorgen spielen dabei ebenfalls eine zentrale Rolle, was zu den extrinsischen Motivationsfaktoren gezählt werden kann (vgl. Gallie 2007), und zu der Tatsache, dass man arbeiten gehen muss um Geld zu verdienen.

„Ich mache momentan auf der Baustelle Dienst, 10 Euro die Stunde. Ich habe, muss ich dazu sagen, halt finanziell momentan das Problem, dass ich das einfach auch machen muss, ich kann es mir anders nicht leisten, ich brauch die Kohle, ich habe viel zu zahlen, also mit einem Job würde ich momentan wahrscheinlich gar nicht, das Geld würde nicht reichen, ich könnte nicht das zahlen, was ich zu zahlen habe, ((wird leiser)). Also momentan ausmalen, Schrott wegtragen und so, das ist das, was ich momentan mache“ (I01: 197-202). „Ja, genau, das sind, wenn du es ganz genau wissen willst, die Kroaten aus der Nachbarstiege oder so“ (I01: 205-206). „Ich weiß es gar nicht genau. Man kennt sich, weißt eh, vom Wirten oder dort oder dort oder dort“ (I01: 208-209).

Neben der Notwendigkeit Geld zu verdienen, gibt Arbeit dem Menschen das Gefühl, Teil der Gesellschaft zu sein, dient also als Integrationsmechanismus (vgl. Jahoda 1982). Auch auf einer institutionalisierten Ebene zeigt sich Arbeit für den Interviewpartner als Mittel und Weg in traditionelle Institutionen wie das Schaffen eines Eigenheimes:

Nicht wirklich, also Hausbauen kannst du dir nicht leisten wennst in einer Leihfirma bist (I01: Zeile 440). Sonst geht das nicht: wirklich, nicht in meiner Situation ((lacht)) (I01: Zeile 446).

Zusammenfassend zeigt sich, dass der Wunsch nach Sinn, in seinem Fall Spaß an und durch die Arbeit zu erleben, und nicht nur arbeiten um Geld zum Überleben zu verdienen, groß ist. Man denke hierbei auch an das Buch „Bullshit-jobs“ des Anthropologen David Graeber (2018), in dem er sinnlose Jobs thematisiert, die künstlich erschaffen wurden und lediglich zur Systemerhaltung dienen und sowohl auf individueller, als auch kollektiver Ebene „Narben“ hinterlassen. *„Wo ich den ganzen Tag mit dem faden Auge herumstehe und warte bis der Zeiger rum geht“* – deutet auf eine, zumindest für ihn persönlich, Sinnlosigkeit hin, die ihn unglücklich gemacht hat. Irgendein Job reicht also offensichtlich nicht aus. Denn die „Schwarzarbeit“ bei Baustellen von Bekannten macht ihn auf einer nicht-monetären Ebene nicht glücklich, hilft also nicht gegen die psychischen „Narben“ die er bereits unter anderem durch die lang andauernde Arbeitslosigkeit abbekommen

hat, noch reicht sie aus um an einer gesellschaftlichen Institutionen, wie die Schaffung eines Eigenheims z.B. Hausbauen gerecht zu werden.

Tabelle 2 Fallstrukturen - Interviewpartner 01

Bedeutung von Arbeit	Fallstrukturen - Interviewpartner 01	
	• Arbeit wird in keiner Sequenz als zum Leben dazugehörend hinterfragt oder negiert • Negative Selbstwahrnehmung durch Arbeitslosigkeit	Fallstruktur 1: Arbeit als zentrale Bedeutungsstruktur
	• Spaß = Aktivität, Spannung, • Spaß = nicht Langeweile • Spaß = Selbstbestimmung • Ortsungebundenheit • Geld • Integrationsmechanismus in die Gesellschaft • Selbstaufwertung	Fallstruktur 2: Arbeit zur Sinngenerierung
	• Negatives Erleben der Arbeitslosigkeit (Strukturlosigkeit) <i>„Der Mensch braucht eine Aufgabe, der Mensch ist ein Gewohnheitstier mehr oder weniger und man braucht einfach eine Aufgabe“ (I01: Zeile 419-424)</i>	Fallstruktur 3: Arbeit als Strukturelement
	• Integration in traditionelle Institutionen <i>„Nicht wirklich, also Hausbauen kannst du dir nicht leisten wennst in einer Leihfirma bist“ (I01: Zeile 440)</i>	Sinnstruktur 4: Arbeit als Integrationsmechanismus in weitere gesellschaftliche Institutionen
	<i>„[...] man fühlt sich dann nicht nutzlos. Also mir geht es zumindest so“ (I01: Zeile 421)</i>	Sinnstruktur 5: Arbeit zur Selbstaufwertung

Im Folgenden werden die subjektiven Sinnstrukturen des Interviewpartners 02, welche von der Interpretationsgruppe 02 rekonstruiert wurden, vorgestellt. Wie im Kapitel 5.2 *Datenerhebung & Auswahl der InterviewpartnerInnen* erläutert, weiß Interviewpartner 02, aus den 36 zur Verfügung stehenden Interviews, größtmögliche Unterschiede in Bezug auf Intensität von Arbeitslosigkeit, höchst abgeschlossener Bildung und Alter zu Interviewpartner 01 auf.

Diente die ausführliche Darstellung der einzelnen Fallstrukturen aus der Interpretationsrunde 01 zur Veranschaulichung, werden ab Interviewpartner 02 lediglich jene Lesearten vorgestellt, die sich durchgesetzt haben, also im Laufe der Interpretationssitzung nicht falsifiziert wurden.

6.1.2 Fallstrukturen aus dem zweiten ausgewählten Interview

Frage der Interviewerin:

„Ok, kannst du mir erzählen was für dich Arbeit bedeutet“ (I02: Zeile 350)?

Antwort des Interviewten:

„Was für mich Arbeit bedeutet? Uii, das ist eine schwierige Frage. Also ganz ((7)) im Sinne von im Moment? Arbeit bedeutet für mich etwas eine Dienstleistung oder zu tun für die ich dann für das entlohnt werde was ich dort gemacht habe was ich einfach wo ich sozusagen ausgeholfen habe damit ein gewisse ja damit etwas funktioniert damit etwas boa das ist ((6)) ganz kurz und banal ich tu was und krieg Geld dafür ((lacht))“ (I02: Zeile 353-355).

Die erste ausgewählte Sequenz lautet:

1. Sequenz

„Was für mich Arbeit bedeutet? Uii, das ist eine schwierige Frage.“

Der Interviewpartner hat mit der Beantwortung der Frage Schwierigkeiten. Er brauchte einige Zeit, um seine Gedanken zu ordnen. Wiederholungen von Fragen werden von der Interpretationsgruppe als institutionalisierte Techniken sich Zeit zu verschaffen um die eigenen Gedanken zu ordnen, definiert. Die Interpretationsrunde einigt sich auch darauf, dass *„uii, das ist eine schwierige Frage“* ebenfalls zur Zeitbeschaffung dient.

2. Sequenz

Also ganz ((7)) im Sinne von im Moment?

Anhand der Frage *„im Moment?“* schließt die Interpretationsgruppe, dass Arbeit ein sozial konstruierter, wandelbarer und auf individueller und gesellschaftlicher Ebene veränderbarer Begriff ist. So kann Arbeit von Person zu Person unterschiedliche Bedeutungen haben. *„Also ganz*

((7)) im Sinne von im Moment? *Arbeit bedeutet für mich... [...]*“. Für eine/n junge/n Erwachsene/n hat Arbeit womöglich eine andere Bedeutung als für jemanden, der/die kurz vor der Pension steht. Auch kann Arbeit für den Interviewpartner zum Zeitpunkt des Interviews Bedeutung A haben und zwei Jahre später Bedeutung B. Die Bedeutung von Arbeit kann sich aber auch auf der Makroebene für ganze Gesellschaften verändern. Man denke dabei an Digitalisierung von Arbeit und viele andere Veränderungen in der Vergangenheit (vgl. Krahn et.al. 2014).

3. Sequenz

„Arbeit bedeutet für mich etwas eine Dienstleistung oder zu tun für die ich dann für das entlohnt werde was ich dort gemacht habe

Der Interviewpartner definiert Arbeit unter anderem anhand der Wörter „*Dienstleistung*“, „*dort*“ und „*entlohnt*“. Im Rahmen der Interpretationsgruppe, wurde beschlossen, dass Arbeit für den Interviewpartner sinngenerierend ist, im Zusammenhang – etwas tun und etwas dafür bekommen, ist. „Entlohnt“ wird in der Interpretationsgruppe länger diskutiert, da es noch offen ist, ob es sich um eine reine monetäre Entlohnung handelt. Es könnte sich auch um soziale Belohnungen wie Anerkennung drehen. Die Gruppe entschied sich dafür, sowohl die Leseart der monetären, als auch der sozialen Belohnung als Formen seines subjektiven Sinns zu definieren und anhand der kommenden Sequenzen zu prüfen.

4. Sequenz

„was ich einfach wo ich sozusagen ausgeholfen habe damit ein gewisse ja damit etwas funktioniert damit etwas boa das ist ((6)) ganz kurz und banal ich tu was und krieg Geld dafür ((lacht))“

Die Begriffe „*ausgeholfen*“ „*damit etwas funktioniert*“, weisen auf einen Nutzen für andere hin. Das Gefühl gebraucht zu werden, das Gefühl, etwas am Laufen zu halten und ein wichtiger Bestandteil eines (sozialen) Prozesses zu sein, scheinen für den Interviewpartner eine zentrale Bedeutung von Arbeit zu sein. In der Interpretationsgruppe wurde die Leseart, dass Arbeit sowohl eine individuelle als auch kollektive Tätigkeit ist, definiert. D.h. dass gemäß des Interviewpartners Arbeit größtenteils im Austausch mit anderen stattfindet. Arbeit zur Sinngenerierung scheint für ihn eine Institution zu sein und geht demnach über seine eigene subjektive Bedeutung hinaus. Mit den Begriffen „*kurz*“, „*einfach*“ leitet er von der unpersönlichen Ebene auf seine subjektive Bedeutung über und schließt seine Antwort mit den Worten: „*ich tu was*“ „*und krieg was*“ ab. Es handelt sich bei Arbeit somit um eine Leistung, welche im Austausch zwischen ihm und anderen Menschen stehen. Auch die vorangegangene Fallstruktur, dass Arbeit für ihn sowohl monetäre, als auch soziale Gegenleistung mit sich bringt, wurde hiermit gestützt. Anhand der Teilsequenz

„wo ich sozusagen ausgeholfen habe“ assoziierten die InterpretInnen mit einer Örtlichkeit. Arbeit findet für ihn demnach an einem bestimmten physischen Ort statt.

Auf der Metaebene diskutierte die Interpretationsgruppe hier ebenfalls über die Tatsache, dass Interviewpartner 02 Arbeit als im Leben dazugehörig nicht in Frage stellt. Die Interviewfrage dürfte dementsprechend legitim gewesen sein. Mit Wörtern wie „man“, „ja“, „einfach“ prüfte der Interviewpartner, ob die InterviewerInnen nach denselben Werten wie er denken und handeln und bestätigte sich während seiner Aussagen selbst. Die Interviewpassage zeigt, dass eine Anschlussfähigkeit zwischen InterviewerInnen und Interviewpartner gegeben war. Die InterviewerInnen machten keine Avancen zum völligen Unverständnis (vgl. Garfinkel 1994). Aufgrund der Langwierigkeit und dem Schwanken zwischen seiner persönlichen und einer allgemeineren Definition bei der Beantwortung, sahen sich die InterpretationspartnerInnen darin bestärkt, dass Arbeit individuell unterschiedliche Bedeutungen haben kann und, dass sich der Interviewte und die InterviewerInnen darüber einig waren, dass Arbeit zum Leben dazugehört.

Auch hier werden weitere Interviewpassagen zur Bestärkung der Fallstrukturen herangezogen.

6.1.2.1 Fallstrukturgeneralisierung Interviewpartner 02

Die InterpretationspartnerInnen wurden von mir aus der vorangegangenen Grobanalyse darüber informiert, dass es sich um einen 23-jährigen Wiener handelt, der zum Zeitpunkt des Interviews Philosophie und Informatik im dritten Semester studierte und nebenher einer geringfügigen Tätigkeit nachging. Er war lediglich zwei Mal arbeitslos gemeldet. Einmal nahm er sich fünf Monate zwischen Matura und Wehrdienst eine „Auszeit“, und einmal für drei Monate zwischen Wehrdienst und Studienbeginn. Die These der zentralen und unhinterfragten Bedeutung von Arbeit in seinem Leben, wie sie von der Interpretationsrunde anhand der Interviewpassage aufgestellt wurde, zeigt sich zusätzlich anhand der Tatsache, dass er neben zwei Studiengängen einer geringfügigen Tätigkeit nachgeht, sowie im Umkehrschluss, wenn er von seinen beiden Auszeiten zwischen Matura und Wehrdienst sowie Wehrdienst und Studienbeginn berichtet.

Zwischen seinem Schulabschluss und dem Beginn des Wehrdienstes lagen fünf Monate, in denen er sich von der Schulzeit „erholen“ wollte. Er empfand diese Zeit aber eher als motivationshemmend.

„Die Schulzeit hat eben im Juni aufgehört und dann war so das Gefühl, ok jetzt sind Ferien. Jetzt erhole ich mich von der Schulzeit und das war dann sehr schwer aus diesem Feriengefühl aus dieser Ferienzeit herauszukommen und der Wehrdienst hat aber erst im November begonnen. Das heißt es war eine relativ lange Zeit, in der ich nicht viel gemacht habe muss ich sagen. Es war ein paar Bücher gelesen ein paar

Spiele gespielt mit Freunden getroffen, aber es war da sehr schwer Motivation zu finden irgendetwas anderes zu machen (I02: Zeile 38-44).

Ein zweites Mal meldete er sich nach dem Abschluss des Wehrdienstes und dem Beginn des Studiums für drei Monate arbeitslos. Er berichtet von einer schwierigen Phase, da das Aufeinanderprallen einer Zeit von geregelten Aufgaben beim Bundesheer und der Zeit des Nichtstuns in der Übergangsphase sehr schwer für ihn waren.

„und dann war das eine ähnliche Situation nach dem Wehrdienst so beim Wehrdienst war ich Wachsoldat und da war es dauernd irgendetwas los, es wurde einem dauernd gesagt man soll das und das machen auf das und das achten und am Anfang war das ein bisschen überfordernd und man gewöhnt sich dann daran und das war die Zeit danach wieder schwierig von einem gewissen Level an was zu tun haben es wieder komplett hinuntergefallen ist und da dann die Zeit zwischen Wehrdienst und Studienanfang sehr schwer war“ (I02:Zeile 44-50).

Auch wenn es sich bei Interviewpartner 02 um eine freiwillige Form der Arbeitslosigkeit handelt, also er eigentlich jenen 9,2 Prozent der NEETs zugeordnet werden könnte, denen klar ist wie es nach der Arbeitslosigkeit weiter geht, und die sich lediglich in einer Warteposition befinden (vgl. Bacher 2013), lassen sich latente Deprivationen erkennen, wie sie Jahoda (1982) bereits herausgefunden hat. Der Verlust der tagesstrukturierenden Funktion von Arbeit und Motivationslosigkeit zeigen sich dabei bei Interviewpartner 02 am stärksten.

„Genau das war in der Zeit nach dem Heer so wo ich angefangen habe mit dem, also vor dem Studium waren einige Bewerbungen das war eben die Motivationslosigkeit das ich einfach nicht wusste was ich machen will was ich machen kann diese Motivationslosigkeit vom beim Heer hast du da weißt du einfach was du machen sollst und das machst du und danach bist du auf dich alleine gestellt und hast irgendwie keinerlei ja keinerlei eigene/ Eigenmotivation mach was in die Richtung oder sowas oder ein Anschub oder so der bei manchen Leuten sicher von außen kommt und von irgendwelchen Eltern, Freunden sonst was und ich hatte das halt nicht [...] (I02: Zeile 211-218).

Die Tatsache, dass er in dieser Phase des Wartens zwischen Wehrdienst und Beginn des Studiums versucht Arbeit zu finden, stärken die These der zentralen Bedeutung von Arbeit für ihn weitergehend: Er schrieb viele Bewerbungen und führte auch einige Bewerbungsgespräche. Diese verliefen aber eher erfolglos und frustrierten ihn. Seinen Misserfolg führt er auf fehlende Berufserfahrung zurück:

„davor hatte ich viele Bewerbungen und Bewerbungsgespräche, die halt alle sehr frustrierend waren“ (I02: Zeile 140-141).

„Die Anforderungen sind sehr häufig eben es war ein gewisses Alter, einwandfreier Leumund und Motivation für das und das und dann war meist noch dabei bestenfalls Berufserfahrung in dem Bereich“ (I02: Zeile 166-168).

Eine zusätzliche Stärkung der Zentralen Bedeutung von Arbeit für ihn zeigt sich wie folgt:

„[...] und dann habe ich eben angefangen zu studieren das waren eben zwei Studien und ich dachte es ist ein bisschen schwierig mit dem Studienbeginn und dann noch zwei Studien und dann noch ein Job der was zu machen ist das heißt ich habe dann ein Semester Pause gemacht mit der Jobsuche und ab dem zweiten Semester, also ich bin jetzt im dritten Semester, Ende drittes Semester, ab dem zweiten Semester mit der Suche begonnen und erst im dritten Semester habe ich etwas gefunden jetzt“ (I02: Zeile 218-223).

Die formulierte Metathese der InterpretInnen – Arbeit sei für ihn sinngenerierend und zwar auf einer monetären, als auch sozialen Ebene – nämlich im Zurückgeben seines Wissens an die Gesellschaft, und somit die These, dass Arbeit für ihn ein Medium zwischen seiner individuellen- und einer kollektiven Ebene ist, können ebenfalls durch weitere Interviewpassagen gestützt werden:

Dabei antwortet er auf die Interviewfrage: *„Das heißt das Geld motiviert dich zum Arbeiten“ (I02: Zeile 356)* folgendermaßen:

„Nicht nur ich habe auch d/ was was mir durchaus wichtig ist, ist das es etwas etwas ist was mich also das was ich tue ist eben das mit das es etwas ist was mich interessiert und was mir wo ich durchaus was ich früher angesprochen habe was durchaus durchaus das Gefühl habe mir das Geld dafür verdient zu haben“ (I02: Zeile 357-360).

Noch deutlicher wird der Wunsch, seine intrinsischen Motivationen, Talente und Interessen durch und in seiner Arbeit auszuleben und demnach Sinn durch die Arbeit erfahren möchte (vgl.

Gallie 2007):

„((Lacht)) Ja die perfekte Tätigkeit für mich wäre natürlich wenn ich ein als ja als Philosoph sozusagen dann eigenen Werk schreibe das wissenschaftlich anerkannt wird und das einfach bekannt wird und Leute mehr mehr über meine Meinung meine Sichtweise von auf einen gewissen Bereich erfahren wollen und weiß nicht vielleicht auch eine Stelle an einer Universität oder so etwas wäre glaube ich das was ich gerne machen würde“ (I02: Zeile 367-361).

„Meine Erfahrungen in die Richtung ich lese tatsächlich jetzt sehr viel philosophische Werke und habe jetzt angefangen mit Studienkollegen Texte auszutauschen Texte zu schreiben und durch es tauchen immer mehr immer mehr Themen auf bei denen ich mir denke das sie mich an sich wesentlich interessieren das ich mehr darauf eingehen will mehr untersuch/ mehr Untersuchungen dazu mache entweder Bücher darüber lese oder Internetrecherchen dazu mache und dann einfach ja eigentlich so gerne vor mich hin forsche einfach ein bisschen“ (I02: Zeile 375-381).

Auch die These, dass die Bedeutung von Arbeit eine veränderbare und wandelbare sei, kann mit seinem Istzustand und seinen Aussagen zu seinem Traumberuf ebenfalls angenommen werden. Sein jetziger Job dient lediglich dem Gelderwerb neben dem Studium:

„[...] da habe ich eine Bewerbung geschrieben keine großartige es war einfach nur ich würde mich gerne bei Ihnen bewerben es interessiert mich blablabla und eine Stunde später habe ich einen Anruf bekommen ob sie also sie bräuchten eine Aushilfe für so ein so ein Event und ich hab gemeint ja ok ich probier aus mach ich und seitdem habe ich diesen Job“ (I02: Zeile 136-140).

Jedoch zeigt sich der Wunsch auf lange Sicht Sinn durch die Arbeit zu erfahren sehr deutlich, wenn er über die Zukunft spricht. Der Wunsch seine eigenen Interessen und Talente in seiner Arbeit ausleben zu können, sowie sein Wissen und seine Ideen der Gesellschaft zurückzugeben, stehen dabei an oberster Stelle, wenn er über die Bedeutung von Arbeit spricht.

Tabelle 3 Fallstrukturen - Interviewpartner 02

Bedeutung von Arbeit	Subjektive Sinnstrukturen - Interviewpartner 02	
	• Arbeit wird in keiner Sequenz als zum Leben dazugehörend hinterfragt • Auch eben zwei Studienfächern gehört Arbeit für ihn unhinterfragt dazu	Arbeit als zentrale Bedeutungsstruktur
	Mit den Wörtern „im Moment“ zeigt sich, dass der Interviewpartner zeitlich unterschiedliche Bedeutungen von Arbeit aufweist	Arbeit als wandelbarer Begriff
	• Nutzen für andere • Prozess am Laufen halten • Geld • Eigene Interessen und Talente ausleben	Arbeit zur Sinngenerierung
	• Springt zwischen seiner persönlichen und einer allgemeineren Bedeutung von Arbeit hin und her • Mit seinem Traumberuf würde er der Gesellschaft gerne sein Wissen und seine Ideen „zurückgeben“	Arbeit als Medium zwischen Individuum und Kollektiv

	Der Interviewpartner empfand insbesondere die zweite Phase der Arbeitslosigkeit als motivationshemmend und schwierig. Im Umkehrschluss kann gesagt werden, dass Arbeit für ihn eine strukturierende Funktion hat.	Arbeit als Strukturelement
--	---	----------------------------

Nachstehend werden die subjektiven Sinnstrukturen von Interviewpartnerin 03, welche von der Interpretationsgruppe 03 rekonstruiert wurden, vorgestellt. Wie im Kapitel 5.2 *Datenerhebung & Auswahl der InterviewpartnerInnen* erläutert, weißt auch Interviewpartnerin 03, aus den 36 zur Verfügung stehenden Interviews, größtmögliche Unterschiede in Bezug auf Intensität von Arbeitslosigkeit, höchst abgeschlossener Bildung und Alter zu Interviewpartner 02 auf.

6.1.3 Fallstrukturen aus dem dritten Interview

Frage der Interviewerin:

„Was bedeutet für dich Arbeit“ (I03: Zeile 348-349)?

Antwort der Interviewpartnerin:

*„Arbeit bedeutet für mich * vor allem, was bringt das den anderen? * Damit ich selber spüre, dass ich meinen Job gut mache, damit auch mein Chef und die Gäste zufrieden sind [...] (I03: Zeile 350-351).*

1. Sequenz:

*„Arbeit bedeutet für mich **

Die Wiederholung der Frage wurde von der Interpretationsrunde als institutionalisierte Form des Zeitgewinnens in Gesprächen interpretiert (vgl. Garfinkel 1994). Es ist offen, ob die Interviewpartnerin schon über die Bedeutung von Arbeit nachgedacht hat oder nicht.

2. Sequenz:

„vor allem,“

Lässt vermuten, dass eine Priorisierung folgen wird. Wobei die Interpretationsgruppe annahm, dass sie mit dem für sie wichtigsten Aspekt beginnen wird.

3. Sequenz

„was bringt das“

Die Interpretationsrunde vermutete ein Infragestellen der Tätigkeit an sich. Auch wird angenommen, dass es sich um eine Messbarmachung einer Tätigkeit drehen könnte.

4. Sequenz
„den anderen? *“

Die Vorab getätigte Fallstruktur, dass es sich um eine Messbarmachung drehen könnte, kann damit angenommen werden. Jedoch ist nicht klar wer mit „den anderen“ gemeint ist. Offensichtlich stellt sie ihre eigene Arbeit in Relation zu anderen Personen. Sie macht ihre eigene Leistung von der Bewertung anderer abhängig.

5. Sequenz
„Damit ich“

Die Interpretationsgruppe definierte die Leseart, dass die Bewertung durch andere eine Art Prädisposition für ihre eigene Bewertung ihrer Arbeit ist.

6. Sequenz
„selber spüre,“

Das von ihr gewählte Wort „spüren“ wurde von der Interpretationsrunde als etwas sehr Ehrliches, Individuelles, einerseits Punktueller, aber auch Langanhaltendes definiert. Spüren geht über die Gegenleistung wie Geld hinaus. Es ist etwas Physisches und vielleicht auch etwas Psychisches. Die Leseart, dass die Bewertung anderer eine Prädisposition für ihre eigene Bewertung ist, wurde hiermit gestärkt und zusätzlich mit dem Aspekt angereichert, dass ihre Arbeit für andere eine Form von Bedeutung haben muss. Jedoch ist spüren nicht wissen. Es geht hierbei nicht um z.B. wissenschaftlich basierte Daten, sondern um ihr ganz individuelles Empfinden. Die Bewertung ihre Arbeit gut zu machen, ist direkt an ihre Gefühlslage geknüpft.

7. Sequenz
„dass ich meinen Job“

In der Interpretationsgruppe wurde festgelegt, dass sie sich sehr (sogar emotional „spüren“) mit ihrem Job verbunden fühlt oder verbunden fühlen möchte.

8. Sequenz
„gut mache,“

Die vorangegangenen Lesearten der Interpretationsgruppe konnten angenommen werden. Hinzu kommt infolge längerer Diskussionen, dass es sich um eine Form von Passivität handelt, in der sie sich nicht selbst bestätigt, sondern Bestätigung und Sicherheit durch die Zufriedenheit bzw. die Sinnerfüllung anderer erlangt. Die Interpretationsgruppe vermutete

einen sehr unmittelbaren und sehr ehrlichen Zugang zu Arbeit, auch durch die unmittelbare Verbindung zu anderen Menschen und deren Wohlbefinden.

9. Sequenz
„damit auch“

Es folgt noch etwas. Es leitet eine Aufzählung auf. Die Interpretationsgruppe vermutete weitere Formen der Bestätigung von außen, die für sie und ihr unmittelbares Spüren wichtig ist.

10. Sequenz
„mein Chef“

Die Leseart, dass noch weitere Formen von Bestätigungen wichtig für sie sind, konnte hiermit angenommen werden. Es handelt sich um eine männliche Formulierung. Ihre vorgesetzte Person ist entweder tatsächlich oder in ihrer Wahrnehmung männlich. Bislang zeigt ihre Antwort auf die Frage eine deutliche Bezugnahme ihrer individuellen Bedeutung an andere Personen geknüpft. Auch weist *„mein Chef“* auf eine vertikale Hierarchie hin und dass sie sich nicht an der Spitze dieser steht. Es wird vermutet, dass *„spüren“* in diesem Zusammenhang mit der direkten Gefühlslage des Vorgesetzten zusammenhängen könnte.

11. Sequenz
„und die Gäste“

Die Bewertung von weiteren *„die anderen“* werden an ihre direkte Selbstbewertung geknüpft bzw. prädispositiv positioniert. Die Gäste wurden von der Interpretationsgruppe mit Klienten und Kunden“ paraphrasiert und ebenfalls in der Hierarchie über sie eingestuft. Sie nennt den Chef zuerst, doch dieser ist direkt gefolgt von den zweitwichtigsten BewerterInnen – die Gäste. Die Interpretationsgruppe vermutete, dass sie im Gastgewerbe arbeitet. Auch entschloss sich die Interpretationsgruppe für die Leseart, dass es sich dabei tatsächlich um sehr punktuelle und unmittelbare Bewertungen durch Gestiken und Mimiken handelt.

12. Sequenz
„zufrieden sind,“

Zufrieden sein wird von den InterpretInnen mit wohlfühlen, gut machen, Erwartungen erfüllen, Bedürfnisse erfüllen, Vorgaben erfüllen, Aufgaben erfüllen, glücklich sein, froh sein sich freuen paraphrasiert.

Nachstehend werden weitere Interviewpassagen zur Bestärkung der aufgestellten Fallstrukturen herangezogen.

6.1.3.1 Fallstrukturgeneralisierung Interviewpartner 03

Die vorangegangenen Lesearten, zeigen, dass Arbeit für sie dann sinngenerierend ist, wenn ihre Leistung zur unmittelbaren und punktuellen Zufriedenstellung Bedürfnisse anderer führt. Dies führt anschließend im Gegenzug zu positiven Gefühlen bei ihr. Auch hier denke man an das Buch „Bullshit jobs“ von (vgl. Grabner 2018), der ebenfalls auf die Gefahr von psychischen und physischen Erkrankungen aufgrund subjektiv sinnlos befunden Tätigkeiten hinweist. Die positive emotionale Gegenleistung, nämlich die unmittelbare Zufriedenheit der Gäste und die des Vorgesetzten, ist für sie sinngenerierend. Ähnliche Aussagen finden sich auch in weiteren Interviewpassagen wieder, wodurch die getätigten Fallstrukturen bestärkt werden.

„Ich möchte nicht nur wie halt, eine Maschine, die Geld verdient, sondern auch jemand der da wirklich mit Herz und Seele drinnen ist ((lacht))“ (I03: Zeile 352-354).

Das Gefühl durch ihre Arbeit jemand anderem etwas Gutes zu tun, führt für sie zu psychischem Wohlbefinden und reichert ihre Tätigkeit mit Sinn an. Wie die Philosophin Rössler (2012) ebenfalls bekräftigt, tragen Tätigkeiten die von einem Subjekt als bedeutungsvoll und sinnvoll bewertet werden, zur Sinnstiftung und in weiterer Folge zur Zufriedenheit bei. Dabei ist der Aspekt der Selbstverwirklichung durch die Umsetzung eigener Fähigkeiten, Interessen und Talente das zentrale Element. Bei Interviewpartnerin 03 zeigt sich der Wunsch die eigenen Fähigkeiten und Talente durch Arbeit ausleben zu können, sehr deutlich. Auch wenn sie nach eigenen Angaben nicht die beste Ausbildung hat und ihre Arbeitsmarktchancen nicht allzu gut einschätzt:

*„Ok, also ich habe die Volksschule in Polen abgeschlossen, dann die * eigentlich meine Situation ist ein bisschen komisch, weil ich mit 12 dann nach Wien gezogen bin und da habe ich die Hauptschule hier gemacht, dann bin ich wieder zurück nach Polen geschickt worden, ((lacht)) und dort habe ich die Berufsschule gemacht, * dann habe ich eine Phase gehabt, wo ich nicht lernen wollte, leider, das bereue ich sehr, also ich habe nur die Berufsschule, keine Matura und ich habe halt in Polen gearbeitet, in einem Geschäft, dann habe ich bei Leuten – privat – geputzt, Saisonjobs, so Erdbeeren oder Kirschen ernten, heißt das ernten“ (I03: Zeile 15-24)?*

Sie kündigte mehrmals ihre Jobs, die ihre individuellen Sinnstrukturen an Arbeit nicht erfüllten konnten: Auch eine für sie gute Balance aus Arbeit und Privatleben und Gesundheit, wie sie auch der Generation Y nachgesagt wird (vgl. Krahn et al. 2014) spielt für sie bei der Auswahl einer Arbeit eine zentrale Rolle.

*„Ja, ich habe selber gekündigt. Erstens war es mir zu viel, ich konnte einfach nicht mehr, weil * ((atmet stark aus)) ich wollte wieder, also ich wollte geregelte Dienstzeiten. Und bei dem Zug war leider, ich hatte alle Dienstzeiten, heute in der Früh, morgen am Nachmittag, am Nachmittag und am Abend ((klopft etappenweise*

*am Tisch)) und das war immer so, also für ein Jahr, das reicht, denke ich mir, weil ich will einfach nicht * meine Gesundheit ist mir auch wichtig [...]" (I03: Zeile 75-79)*

Die folgende Passage untermauert noch einmal, dass sich Arbeit für sie richtig *anfühlen*, und ihr Freude bereiten muss, um für sie Sinn zu machen. Auch wird hierdurch klar, dass Arbeit für sie zum Leben einfach dazu gehört und nicht weiter hinterfragt wird. Dies untermauert sie weiter mit einem religiösen, für sie geltenden Grundsatz.

*„Also ich bin froh auch für Gott sozusagen, dass er uns so geschaffen hat, dass wir Menschen Freude an der Arbeit haben und so möchte ich das auch. Ja, das ist für mich eigentlich das Wichtigste, Freude daran zu haben. Ich weiß, nicht jeder hat den Job, den er sich wünscht, das ist klar, das ist mir auch klar, ja, ich weiß, dass es Leute gibt, die es wirklich schwer haben und sehr schwer ihr Gehalt verdienen, * aber ja, das ist, das ist leider so“ (I03: Zeile 354-358).*

Auch die Leseart, dass Arbeit zu einem besseren Selbstwertgefühl führt und ihr eine Identität verschafft, wird im Umkehrschluss durch ihre Erzählungen über ihre Arbeitslosigkeit und Wiedereinstiege in den Arbeitsmarkt, zusätzlich deutlich:

*„Natürlich viel besser, weil als ich nicht gearbeitet habe, pff, was habe ich gemacht, lange geschlafen, mit blöden Gedanken habe ich mich beschäftigt, * ja, mit Freunden getroffen, aber hauptsächlich war ich zuhause“ (I03: Zeile 169-171).*

Wie bereits bei Jahoda (1982) zeigen sich die latenten Deprivationen aufgrund von Arbeitslosigkeit sehr deutlich. Dazu zählen ihre sehr negative Selbstwahrnehmung in Zeiten der erlebten Arbeitslosigkeit, sowie die von ihr vermutete negative Fremdwahrnehmung, wie z.B. der Verlust von Wertschätzung, das Gefühl von Nutzlosigkeit und die Angst vor sozialer Stigmatisierung. Auch in der Studie zu den „Soziale Repräsentationen von Arbeitslosen“, finden ForscherInnen den negativen und schuldzuweisenden Diskurs über Arbeitslose Personen wieder (vgl. Eberl et al. 2013). Durch Arbeit fühlt sie sich mehr wert und als Teil der Gesellschaft. Arbeit dient für sie somit auch als Schutz gegen Stigmatisierung und führt für sie zu einem positiveren Selbstwertgefühl.

„Es ist auch z.B., weil ich, ich weiß nicht ob ich das sagen darf, aber meine Wertschätzung, ist dadurch auch gestiegen“ (I03: Zeile 181-182). „Weil ohne Job heutzutage, seien wir uns ehrlich, ohne Job bist du nichts, heute, in dieser Gesellschaft. Wenn du sagst, ich bin arbeitslos, dann schauen dich alle so an ((schaut herablassend)) und achso, du arbeitest nicht? Aber es ist eigentlich nicht deine Schuld“ (I03: Zeile 184-186).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Arbeit für Interviewpartnerin 03 bedeutet ihren eigenen Sinn ausleben zu können. Dabei steht der Nutzen für andere im Vordergrund, welcher in ihr Wohlbefinden mündet. Wenn sie spürt, dass sich ihre Gäste wohlfühlen, ist das für sie die

Bestätigung, ihre Arbeit gut zu machen. Arbeit ist für sie ein Austauschverhältnis zwischen ihr und ihren Mitmenschen und hat einen zentralen Stellenwert in ihrem Leben. Dies untermauert sie zusätzlich zu durch die Bezugnahme auf Gott, der laut ihren Angaben den Menschen dazu geschaffen hat, gerne zu arbeiten; und auch sie hinterfragt in keiner Passage im Interview Arbeit an sich als Teil des Lebens. Freude an der Arbeit zu haben, ist für sie dabei jedoch unabdingbar. Trotz wenig Berufserfahrung und niedrigem Bildungsabschluss beendet sie drei Mal ihre Tätigkeiten, da sie gerne etwas finden wollte, was sie erfüllt und worin sie einen Sinn sieht. Dabei stand Geld für sie nicht im Vordergrund.

Tabelle 4 Fallstrukturen - Interviewpartnerin 03

Bedeutung von Arbeit	Subjektive Sinnstrukturen - Interviewpartnerin 03	
	• Arbeit wird in keiner Sequenz als zum Leben dazugehörend hinterfragt • Weiter noch – sie untermauert es mit Bezug auf ein religiöses Wertesystem: <i>„Also ich bin froh auch für Gott so zu sagen, dass er uns so geschaffen hat, dass wir Menschen Freude an der Arbeit haben und so möchte ich das auch [...]“</i> (I03: Zeile 354-355).	Arbeit als zentrale Bedeutungsstruktur
	Nutzen für andere • Zufriedenheit anderer • Wohlfühlen anderer Nutzen für sich in Form von: • Emotionales Wohlfühlen • Körperliches Wohlfühlen	Arbeit zur Sinngenerierung
	Findet über mehrere Jobwechsel eine Berufsrolle, die ihrer Persönlichkeit am besten entspricht. Eingliederung in Hierarchie Herkömmliches Dienstverhältnis	Arbeit als Identitätsstiftend
	Schutz gegen Stigmatisierung (Arbeitslosigkeit) Strukturiert ihren Tagesablauf	Arbeit als Selbstaufwertung

6.1.4 Fallstrukturen aus dem vierten Interview

Frage der Interviewerin:

„Kannst du mir erzählen, was Arbeit für dich bedeutet“ (I04: Zeile 301)?

Antwort des Interviewten:

„Ähm, ich habe da zwei Definitionen. Das eine ist die Erfüllung eines Traumes, wenn man genau das macht, was man wirklich machen möchte. [das ist für mich dann die Erfüllung eines Traumes, dass ist das, was ich im Autoverkauf gehabt habe eine Zeit lang, zur Schule dazu, das habe ich nämlich vergessen, tja, als Automobilverkäufer in der Schulzeit] (I04: Zeile 304-306) Und das andere ist einfach zweckmäßig, weil man es machen sollte bzw. müsste (I04: Zeile 307).

1. Sequenz

„Ähm,“

Wird von der Interpretationsrunde als Zeit zum Überlegen interpretiert.

2. Sequenz

„ich habe“

Wird mit „mir gehört; „ich besitze“, „ich verwahre“; paraphrasiert.

Womöglich geht es um die persönliche Befindlichkeit oder um sein Eigentum oder Besitz. Es kann sowohl eine gegenwärtige als auch vergangene Aussage einleiten.

3. Sequenz

„da“

Wurde mit einer Örtlichkeit in Verbindung gebracht - oder mit einem Angebot wie „hier hast du“. Es handelt sich eher um einen umgangssprachlichen Terminus. Klingt auch irgendwie sehr leicht und womöglich spontan oder ganz im Gegenteil, sehr durchdacht. Die Interpretationsgruppe stellte die Folgehypothese auf, dass es etwas sehr Konkretes folgen wird.

4. Sequenz

„zwei Definitionen.“

Paraphrase: Meinungen; Einschätzungen; Perspektiven; Begrifflichkeiten; Ansatzpunkte; Weltanschauungen; Sichtweisen; es sind keine Bedeutungen;

Auf die Frage nach Bedeutung, kommt etwas sehr Konkretes und Stichfestes wie eine Definition eher unerwartet. Offensichtlich hat der Interviewpartner schon über diese Frage für sich persönlich nachgedacht. Gleichzeitig spielt sich das Wort Definition mit individuellen Bedeutungen. Die

InterpretInnen erwarteten deshalb sehr durchdachte Definitionen, die womöglich über seine persönliche Ebene hinausgehen.

5. Sequenz
„Das eine“

Wird mit erstens, auf der einen Seite, einerseits, erste Definition paraphrasiert und lässt eine Unterscheidung vermuten.

6. Sequenz
„Ist“

Ist kommt von sein. Es ist sehr konkret und beinahe deterministisch und bestimmt, hat den Charakter einer Tatsache. Es ist sehr passend zu dem Terminus Definition. Im Rahmen der Interpretationsgruppe wurde die Folgehypothese definiert, dass eine genaue Erklärung der ersten Definition folgen wird.

7. Sequenz
„die Erfüllung“

Wurde von der Gruppe mit positiv konnotierten Begriffen und Konzepten wie Passion, Sinn, Berufung, Bereicherung, Zufriedenheit, Befriedigung, Sinnhaftigkeit, etwas erledigen, Wohlbefinden paraphrasiert.

Die Interpretationsgruppe dachte jedoch gleichzeitig an einen Mangel, der der Erfüllung vorausgeht. An eine Lücke, die gefüllt werden soll. Sie erwarteten im Folgenden die Erfüllung eigener Ansprüche, eigener Ziele, von Pflichten, Aufträgen, Anforderungen von außen, und somit die Erfüllung von Erwartungen, aber auch von Träumen und Wünschen.

8. Sequenz
„eines Traumes,“

Innerhalb der Interpretationsgruppe verfestigte sich die Leseart, dass Traum für etwas Irreales, eine Phantasie und womöglich unerreichbares stehen könnte. Aber auch für Selbstverwirklichung. Es erinnert an hochgesteckte Ziele und womöglich hohe Selbstverantwortung. Auch „The American Dream“ wird in diesem Zusammenhang diskutiert. Die InterpretationspartnerInnen fanden die Wortwahl surreal und schlossen daraus, dass der Interviewpartner nicht genau weiß welchen Traum er gerne erfüllt haben möchte und dass er nichts dafür machen möchte. Auch wurde darüber diskutiert, ob im Leben überhaupt Zeit für Träume ist. Die InterpretInnen erwarteten nachstehend die zweite Definition.

9. Sequenz
„wenn man“

Kann auch mit, falls man, sobald man, generell, entweder oder paraphrasiert werden. Interviewpartner 04 wechselt von einer sehr persönlichen Ebene „Traum“ auf eine verallgemeinernde Ebene „man“. Es könnte eine Art Spielanleitung, Beschreibung, Kausalität einleiten.

10. Sequenz
„Genau“

Wird mit exakt, konkret, speziell, zielgerichtet, bestimmt, und treffend gleichgesetzt.

11. Sequenz
„das macht,“

... was die Obrigkeit verlangt, was man machen mag, was einem Spaß macht, was man am liebsten tut, was einem gefällt, wozu man sich berufen fühlt, was man erreichen möchte; werden als mögliche anschlussfähige Folgen diskutiert. Er wird unbestimmter. Im Vergleich zu den eingeleiteten starren Definitionen, hin zu „machen“. Es spricht aber für Aktivität und aktives Tun und Handeln um sich womöglich selbst den Traum zu erfüllen.

12. Sequenz
„was man“

Es handelt sich wiederum um eine unbestimmte Formulierung. Er befindet sich, jedoch passend zu dem Wort Definition, in einer von seiner persönlichen Ebene losgelösten Definition. Die InterpretInnen erwarteten sich für die erste Definition positive Konnotationen wie: etwas „was man“ gerne macht.

13. Sequenz
„wirklich“

Wird mit in echt, tatsächlich, absolut, exakt, genau und konkret paraphrasiert und als Verstärkung und wenig Spielraum interpretiert. Die Interpretationsgruppe definierte folgende Lesearten, die sich nachstehend zeigen könnten: will, gerne macht, machen will, machen kann oder kann.

14. Sequenz
„machen möchte,“

Die Erfüllung eines Traumes bedeutet für den Interviewpartner demnach die Freiheit haben zu können einer Tätigkeit nachzugehen, die man gerne macht. Die Interpretationsgruppe dachte an einen riesigen Traum wie z.B. Vorgesetzter in einem großen Unternehmen zu werden. Doch der erste Teil seiner dichotomen Definition von Arbeit scheint sich lediglich darauf zu beschränken, das eigene Können und Interesse ausleben zu können.

15. Sequenz

„Uund das andere“

Er leitet seine zweite Definition ein. Es kann mit zusätzliches, das andere, weiters, auf der anderen Seite, zweites, dem gegenüber, andererseits, folgend, dem entgegengesetzt, auf der Kehrseite paraphrasiert werden. „Das andere“ wurde von der Interpretationsgruppe als Distanz, als Distanz zum einen, als klare Grenze wahrscheinlich zwischen positiv und negativ interpretiert. Arbeit wird hier als janusköpfig – zwei Pole – betrachtet. Scheinbar gibt es für den Interviewpartner keinen Kompromiss, keine Mitte. Die Gruppe erwartete seine zweite Definition. Womöglich einen ökonomischen Zwang als Beigeschmack von Arbeit.

16. Sequenz

„ist einfach“

Wird mit ist nur, ordinär, leicht, profan, banal, trivial, stupid, einfältig gleichgesetzt. Die Gruppe erwartete sich nach wie vor einen eher negativen, zwanghafteren Aspekt. Auch weil sie in der Priorisierung an zweiter Stelle ist und vermutete weiter einen ökonomischen Zwang des Geld verdienen müssen.

17. Sequenz

„zweckmäßig,“

Die Lesearten der Gruppe können angenommen werden. Es wird mit zielgerichtet, dienlich, verwertbar, gerecht werdend, richtig, adäquat paraphrasiert. In der Interpretationsgruppe wurde die Nähe mit Überleben müssen interpretiert. Auch verwendet er bislang kein Subjekt in seiner Antwort – es hat einen unpersönlichen und distanzierten Charakter und wirkt sehr rational und materiell; ganz im Gegenteil zu einem sehr verträumten, persönlichen Wort wie „*Traum*“. Die Interpretationsgruppe erwartete im Folgenden Aussagen wie: Zum Geld verdienen, zum Überleben, für den eigenen Unterhalt, für Essen, um sich die Miete leisten zu können.

18. Sequenz

„weil man“

Die Formulierung weist wiederum auf eine allgemeine Ebene hin, schließt aber vermutlich seine Person mit ein. Die Phrase wurde von den InterpretInnen mit damit man, da man, um zu, dass man, für paraphrasiert. Auch wurde im Rahmen der Interpretationsgruppe eine gesellschaftliche Erwartung im Anschluss vermutet.

19. Sequenz

„es machen sollte“

Die vermutete Leseart wurde angenommen. Es handelt sich um eine Erwartung von Seiten anderer. Womöglich bezieht es sich auf eine zweckmäßige Tätigkeit. Soll wird hier im Konjunktiv verwendet. Der Interviewpartner spricht nicht von müssen. Jedoch wurde diese Sequenz als eine

Form der Fremdbestimmung interpretiert. Das „*sollte*“ wurde von den InterpretInnen weiter als eine Form von Distanz gedeutet (der Interviewpartner spürt die Notwendigkeit womöglich nicht). Die Interpretationsgruppe erwartete sich nun Folgeaussagen wie: Um der Gesellschaft gerecht zu werden, um Geld zu verdienen, um zu überleben.

20. Sequenz *bzw. müsste*

Die Interpretationsgruppe interpretierte das „*müsste*“ als eine Form der Relativierung von seiner eigenen Distanz zum „*sollte*“. Die Leseart, dass ihn die gesellschaftliche Erwartung womöglich nicht betreffen, kann verworfen werden. Auch er unterliegt den gesellschaftlichen Erwartungen in Bezug auf Arbeit. Aus der Passage wird für die InterpretInnen jedoch nicht klar, an welche Zwänge er womöglich denkt (monetäre, soziale). Lange diskutierte die Gruppe darüber, warum hier auch der Konjunktiv verwendet wird und er nicht von „*muss*“ spricht. Womöglich hat er sich noch nicht mit den äußeren Zwängen abgefunden oder versucht sich davon zu distanzieren.

Nachstehend werden weitere Interviewpassagen zur Überprüfung der aufgestellten Fallstrukturen herangezogen.

6.1.4.1 Fallstrukturgeneralisierung Interview 04

Der Interviewpartner unterscheidet in seiner Antwort auf die Frage, welche Bedeutung Arbeit für ihn habe, zwischen zwei verschiedenen Definitionen. Arbeit dient ihm zu Folge einerseits zur Selbstverwirklichung – „*Erfüllung eines Traumes*“ – aber andererseits auch als Mittel zum Zweck und lässt auf finanzielle Absicherung vermuten.

Die Interpretationsgruppe entwarf dabei die Lesearten, dass Arbeit für Interviewpartner 04 im besten Fall zur Selbstverwirklichung dient. Dabei weist er mit „*wirklich machen möchte*“ auf das Ausleben der eigenen Interessen und womöglich Talente hin. Wie bereits Rössler (2012) herausgearbeitet hat, werden Tätigkeiten lieber verrichtet, die den eigenen Interessen und Fähigkeiten gerecht werden und somit zur Selbstverwirklichung beitragen können.

Eine weitere Passage im Interview zeigt auf, dass er eine derartige Tätigkeit bereits ausgeübt hat und dient zur Stütze der formulierten Leseart: „*das ist für mich dann die Erfüllung eines Traumes, das ist das, was ich im Autoverkauf gehabt habe eine Zeit lang, (104: Zeile 304-306)*. Bereits in jungen Jahren machte er Erfahrungen mit Arbeit, die er als völlig erfüllend empfand. Er weiß also wie es ist, einer Tätigkeit nachzugehen, die man gerne tut. Das Ausleben der eigenen Fähigkeiten,

Ideen und Talente, stellt für ihn die Erfüllung eines Traums dar. Dies kann jedoch nur mit der subjektiv „richtigen“ Arbeit geschehen.

Seine zweite Definition beinhaltet die Tatsache, dass man Zwängen ausgesetzt ist und deshalb zweckmäßig arbeiten gehen „sollte“ bzw. „müsste“. Dies führte bei der Interpretationsgruppe zu der Metathese, dass Arbeit für ihn einfach zum Leben dazu gehört und nicht weiter hinterfragt wird. Die Interpretationsgruppe definierte aus den Begriffen „sollte“ und „müsste“, dass es sich um (1) gesellschaftliche Zwänge handle – um den Wunsch in eine Gesellschaft, zu der arbeitenden Gruppe dazugehören und (2) seinen Beitrag zu leisten und es sich um ökonomische Zwänge drehe – „müsste“. Erstere werden bei der Nichterfüllung durch soziale Kontrolle sowie Stigmatisierung, Statusverlust und Identitätsverlust sanktioniert. Dies zeigt sich auch in der Studie zu den sozialen Repräsentationen (vgl. Eberl et al. 2013), wo aufgearbeitet wird, wie erwerbstätige Personen über arbeitslose Menschen sprechen.

Anhand des darauffolgenden Satzes im Interview (welcher in der Interpretationsgruppe nur im Ganzen durchbesprochen, aber nicht feinanalytisch ausgewertet wurde) zeigt sich verstärkt, dass dem Interviewpartner die Rolle des arbeitenden Subjekts in der Gesellschaft sehr wichtig ist. Er selbst möchte nicht zu den „Abweichlern“/Arbeitslosen gehören und legitimiert seine Abgrenzung zwischen gut und schlecht, indem er andere „Abweichler“ sanktioniert und somit seinen, als richtig internalisierten, Wert reproduziert (vgl. Berger/Luckmann 2012; vgl. Eberl et al. 2013).

„Weil ich bin keiner, der jetzt sagt, ich melde mich arbeitslos und hole mir Arbeitslosengeld oder so irgendeinen Schas, das mache ich nicht, ich möchte etwas tun, damit ich etwas kriege“ (I04: Zeile 303-309).

Jedoch war Interviewpartner 04 beim AMS arbeitslos gemeldet. Er betont aber, dass das nur für eine sehr kurze Zeit der Fall war und distanziert sich noch einmal von Arbeitslosigkeit.

I: Und warst du dann einmal arbeitslos gemeldet“ (IP04: Zeile 34)

*IP: Für drei Stunden ja ((lacht)) weil ich mich genau arbeitslos gemeldet habe, beim AMS, dann, zwei Stunden später habe ich den Anruf vom Matthias von meinem Chef bekommen, ‚hey, wir können dich mit ersten September einstellen‘, also es ist genau für drei Stunden gewesen und dann habe ich gesagt, passt, ich muss mich nicht mehr arbeitslos melden, ihr könnt mich ((lacht)) tschuldigung für den Ausdruck, aber es ist so ((lacht)) das ist etwas, was ich zumindestens überhaupt nicht möchte ***“ (IP04: Zeile 36-40).*

Seine Wortwahl verrät, wie indiskutabel Arbeitslosigkeit und im Speziellen der Bezug von sozialpolitischen Leistungen ohne etwas dafür zu tun, für ihn ist (vgl. Eberl et al. 2013). Er kann

seine eigene Identität ausschließlich in der Rolle einer erwerbstätigen Person akzeptieren (vgl. Jahoda 1982).

In den Monaten zwischen Matura und Wehrdienst meldete er sich nicht arbeitslos. Es handelt sich somit um eine NEET-Phase.

„Und da warst du dann quasi in der Zeit arbeitslos, oder“ (Zeile 30)? (Frage der Interviewerin)

„Genau, nicht gemeldet, aber grundsätzlich ja“ (I04: Zeile 32).

Die Leseart, dass Arbeit für den Interviewpartner unhinterfragt zum Leben dazu gehört und er sich bewusst oder unbewusst von der Idee arbeitslos zu sein, abgrenzt, lässt sich auch durch eine weitere Passage im Interview stützen. Denn obwohl er drei Monate im Sommer keiner Erwerbsarbeit, keiner Ausbildung oder Trainingsmaßnahme nachging (vgl. Bacher 2013), also quasi arbeitslos war, und sich auch kurzzeitig beim AMS gemeldet hat, bezeichnet er sich nicht als arbeitslose Person.

*„Ja, also wie gesagt, ich habe mir Zeit für mich genommen, das waren die schönen Sommermonate, wie man es so schön nennt ((lacht)) ich habe sehr viele Motorradtouren in dieser Zeit gemacht“, (I04: Zeile 96-97) [...] „dann **grundsätzlich viel mit Freunden, mit meinen besten Freunden und so unterwegs gewesen, ja, aber nicht wirklich Produktives, sagen wir so, produktiv war genau in der Zeit gar nichts“ (I04: Zeile 99-100).*

Die Worte *„wie man es so schön nennt“* und vor allem das verallgemeinerte Wort *„man“*, zeigen eine sozial legitimierte Form von Freizeit als Gegenleistung bzw. Belohnung für seine vorangegangene Leistung in der Schule. Auch könnte hier Jugend als Phase gesehen werden, in der es erlaubt ist, sich, bevor der Ernst des Lebens auf ihn zukommt, eine Auszeit zu nehmen. Diese Haltung könnte auch dem Diskurs der Generation Y zugeschrieben werden (vgl. Krahn et al. 2014).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Arbeit auch für Interviewpartner 04 unhinterfragt zum Leben dazugehört. Einerseits hat sie die Funktion einen legitimen Platz in der Gesellschaft zu verschaffen und andererseits dient sie im besten Fall zur Selbstverwirklichung. Die Bedeutung von Arbeit an sich spaltet er in zwei Ausprägungen auf: Arbeit kann zum einen zur Selbstverwirklichung beitragen und unterliegt zum anderen sozialen und ökonomischen Zwängen. Für ihn hat Arbeit beide Funktionen, wobei Geld als Gegenleistung nicht explizit als Motivationsfaktor angesprochen wird. Arbeit soll einerseits sinngenerierend sein, also seinen subjektiven *„Traum“* erfüllen, andererseits möchte er einen Beitrag für die Gemeinschaft leisten. Die Interpretationsgruppe schloss daraus eine binäre Bedeutungszuschreibung mit einem zentralen sozialen Bezug zur Arbeit. Offensichtlich ist Arbeit für ihn derart positiv und

Arbeitslosigkeit negativ konnotiert, dass er abwertende Worte wie „so ein Schas“ sogar in einem Interview, zu einer fremden Person sagen kann. Auch in seiner Selbstwahrnehmung ist kein Platz für deviantes Verhalten in Bezug auf Arbeit. Er möchte nicht als arbeitslos wahrgenommen werden und grenzt sich auch selbst klar von anderen arbeitslosen Personen ab. Seine persönliche NEET-Phase bezeichnet er als „Auszeit“ und als legitime letzte schöne Zeit in seinem Leben.

Tabelle 5 Fallstrukturen - Interviewpartner 04

Bedeutung von Arbeit	Subjektive Sinnstruktur - Interviewpartner 04	
	• Arbeit wird in keiner Sequenz als zum Leben dazugehörend hinterfragt • Arbeitet bereits vor dem Studium und währenddessen weiter • Grenzt sich klar von Arbeitslosigkeit ab • Stigmatisiert Arbeitslosigkeit	Arbeit als zentrale Bedeutungsstruktur
	• Anspruch auf Anerkennung • Platz in der Gesellschaft	Arbeit zur Sinnstiftung
	• Machen was man wirklich machen möchte • Erfüllung eines Traums • Arbeit als Selbstverwirklichung	
	• Stigmatisiert arbeitslose Personen • „Weil ich bin keiner, der jetzt sagt, ich melde mich arbeitslos und hole mir Arbeitslosengeld oder so irgendeinen Schas, das mache ich nicht, ich möchte etwas tun, damit ich etwas kriege“ (I04: Zeile 303-309). • Er akzeptiert sich selbst nur als erwerbstätige Person (Vermeidung von Devianz)	Arbeit als Identitätsstiftend

Im Folgenden werden die herausgearbeiteten objektiven Sinnstrukturen, also jene, die sich trotz größtmöglicher Unterschiede zwischen den Interviewpartnern und Interpretationspartnerinnen zeigen, vorgestellt. Anschließend werden die Ergebnisse mittels des theoretischen Rahmens, welcher dieser Masterarbeit zugrunde liegt, sowie in Hinblick auf den Stand der Forschung diskutiert und die Forschungsfrage beantwortet. Zusammenfassend finden sich die Schlussfolgerungen zur Bedeutung von Arbeit für junge Erwachsene im Fazit. Ihren Abschluss findet die Masterarbeit mit dem Kapitel 8.1 Limitationen & Ausblick, in dem mögliche weitere und

kompatible Forschungsansätze präsentiert werden, die im Rahmen dieser Masterarbeit nicht möglich waren.

6.2 Objektive Sinnstrukturen zum Thema Bedeutung von Arbeit

Die nachstehenden übergreifenden objektiven Sinnstrukturen stammen sowohl aus den Ergebnissen der Interpretationsgruppen, als auch aus der anschließenden Analyse weiterer Interviewpassagen.

6.2.1 Objektive Sinnstruktur 1: Arbeit als zentrale Bedeutungsstruktur

Es zeigt sich bei allen vier InterviewpartnerInnen die unhinterfragte Zentralität von Arbeit in ihrem Leben. Einerseits weil Arbeit von niemanden explizit hinterfragt wurde, andererseits anhand der Passagen in denen sie sich zu Arbeitslosigkeit äußerten. Wenn im Interview über Arbeitslosigkeit gesprochen wurde zeigte sich sowohl eine negative Selbstkonstruktion als auch der Versuch sich von der Rolle als arbeitslose Person zu distanzieren. Interviewpartner 04 beispielsweise bezeichnet sich selbst nicht als arbeitslos, sondern spricht von einer „Auszeit“ obwohl er sich für kurze Zeit selbst beim AMS gemeldet hat. Damit grenzt er sich also bewusst vom Status „arbeitslos sein“ ab und stigmatisiert andere Personen, die sich beim AMS melden und seiner Meinung nach für nicht erbrachte Leistung Arbeitslosengeld beziehen.

„Weil ich bin keiner, der jetzt sagt, ich melde mich arbeitslos und hole mir Arbeitslosengeld oder so irgendeinen Schas, das mache ich nicht, ich möchte etwas tun, damit ich etwas kriege“ (I04: Zeile 303-309).

Der Verlust von Motivation und Struktur, auch für andere Lebensbereiche, zeigten sich trotz sehr unterschiedlichen Formen von Arbeitslosigkeit bei allen vier InterviewpartnerInnen. Sozialer Rückzug und Isolation, welche zu psychischen Beschwerden führten, zeigten sich jedoch lediglich bei InterviewpartnerInnen 01 und 03. Sie berichteten im Interview von „*blöden Gedanken*“ und das Gefühl von Nutzlosigkeit. Bei Interviewpartner 02 und 04 war hingegen immer klar wie es im Leben weiter geht. Interviewpartner 01 und Interviewpartnerin 03 bezeichnen ihre Phasen explizit als Arbeitslosigkeit. Sie nehmen aus eigener Sicht eine deviante Rolle in der Gesellschaft ein und haben das Gefühl, von anderen als abweichend gesehen zu werden. Viel selbstbewusster ist Interviewpartnerin 03, als sie im Interview stolz über ihre (nach drei Phasen von Arbeitslosigkeit) Tätigkeit spricht, welche ihr viel Freude bereitet und die sie als sinnvoll erlebt. Rechtfertigungen

und klare Abgrenzungen zur Arbeitslosigkeit zeigen sich wiederum jedoch bei allen vier InterviewpartnerInnen. Arbeitslos sein möchten alle vier InterviewpartnerInnen, so unterschiedlich ihr Leben ist, nicht. Sie wissen welche Sinnstruktur sich in der Gesellschaft als „die Richtige“ herausgebildet hat und welche es zu vermeiden gilt.

Die nachstehende Sinnstruktur zeigte sich ebenfalls bei allen vier InterviewpartnerInnen, wenn auch in subjektiver Unterschiedlichkeit.

6.2.2 Objektive Sinnstruktur 2: Arbeit als/zur Sinnstiftung

Das Bestreben bzw. der Wunsch einer Tätigkeit nachgehen zu können, die ihren Interessen und Talenten entspricht, nennen alle vier InterviewpartnerInnen. Bei Interviewpartner 01 wird das mit dem häufig genannten Wort „*Spaß*“ deutlich. Interviewpartnerin 03 „*will doch nicht wie eine Maschine arbeiten*“, sondern anderen eine Freude bereiten. Interviewpartner 04 unterteilt seine Antwort, auf die Frage was Arbeit für ihn bedeutet, explizit in zwei Kategorien: Die Erste ist die „*Erfüllung eines Traums*“, etwas das er wirklich machen mag und die zweite ist, arbeiten zu gehen, weil man eben arbeiten soll und muss. Die „*Erfüllung eines Traumes*“ nennt er jedoch an erster Stelle. Interviewpartner 02 hat Schwierigkeiten mit der Beantwortung der Interviewfrage, sieht aber für sich dann einen Sinn in der Arbeit, wenn er mit seinem Zutun etwas am Laufen hält und so seinen Beitrag leisten kann. An zweiter Stelle erwähnt er Geld als Gegenleistung. Bei allen vier InterviewpartnerInnen, zeigt sich der Wunsch nach einer Arbeit die den subjektiven Interessen und Talenten entspricht. Interviewpartnerin 03 möchte trotz eines niedrigen Bildungsabschlusses und anfänglicher fehlender Berufserfahrung (häufige Branchenwechsel) und schlechten Arbeitsmarktchancen (wie sie selbst im Interview sagt), keiner Tätigkeit nachgehen, in der sie keinen Sinn sieht. Trotz ihrer schwierigen Gegebenheiten kündigt sie insgesamt drei Mal, da sie keine Erfüllung findet bzw. gesundheitlich darunter leidet. Auch Interviewpartner 01, der langzeitarbeitslos ist, geht lieber auf Baustellen unangemeldet arbeiten, um etwas Geld zu verdienen, als jemals wieder als Einzelhandelskaufmann in einem Geschäft zu arbeiten. Diesem Beruf wollte er schon zu Zeiten der Lehre nie nachgehen. Da seine Mutter jedoch einen Lehrabschluss von ihm verlangte und ihn nicht bei seinem eigentlichen Wunsch, in eine HTL zu gehen, unterstützte, ging er dieser für ihn unsinnigen Tätigkeit einige Jahre nach. Interviewpartner 02 erzählt ebenfalls von seinem Traum später beruflich philosophische Werke zu schreiben und so der Gesellschaft etwas zurück zu geben.

„((Lacht)) Ja die perfekte Tätigkeit für mich wäre natürlich wenn ich ein als ja als Philosoph sozusagen dann eigenen Werk schreibe das wissenschaftlich anerkannt wird und das einfach bekannt wird und Leute mehr mehr über meine Meinung meine Sichtweise von auf einen gewissen Bereich erfahren wollen und weiß nicht vielleicht auch eine Stelle an einer Universität oder so etwas wäre glaube ich das was ich gerne machen würde“ (I02: Zeile 367-361).

Interviewpartner 04 ging schon beruflichen Tätigkeiten nach, die ihn sehr erfüllten (arbeiten in einem Autohaus) und kennt den Unterschied zu Tätigkeiten, die ihm keine Freude bereiten dadurch sehr gut. So zeigt sich bei allen vier InterviewpartnerInnen der Wunsch nach Sinn in und durch Arbeit zu erleben. Arbeit bereitet dann Freude und Spaß, wenn man Tätigkeiten nachgehen kann, die man auch wirklich gut kann und gerne macht.

Die folgende Sinnstruktur zeigte sich bei den InterviewpartnerInnen im Umkehrschluss, wenn sie über ihre Arbeitslosigkeits- bzw. freiwilligen Auszeiterfahrungen berichteten.

6.2.3 Objektive Sinnstruktur 3: Arbeit als Strukturelement

Das Gefühl eine Aufgabe zu haben, die Gewissheit zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort sein zu müssen, sowie das Gefühl, ihre Zeit sinnvoll zu nutzen, sind Aspekte, die bei allen genannt und mit Arbeit in Verbindung gebracht werden. Die InterviewpartnerInnen berichten davon auch mehr Motivation in anderen Bereichen in ihrem Leben gehabt zu haben wenn sie einer Erwerbsarbeit nachgingen. Sie machten mehr Sport und unternahmen mehr während sie erwerbstätig waren. Interviewpartnerin 03 wollte es zuerst im Interview nicht sagen, doch sie fühlte sich nachdem sie wieder gearbeitet hatte als wertvollerer Mensch und kam los von den „*blöden Gedanken*“ die sie sich während ihrer Arbeitslosigkeit gemacht hatte. Interviewpartner 02 empfindet seine erste fünfmonatige Arbeitslosigkeit zwischen Schulabschluss und Wehrdienst als „Ferienzeit“ und als Erholungsphase von der Schule. Die zweite und dreimonatige Phase der Arbeitslosigkeit, zwischen Wehrdienst und Studium hingegen empfand er nicht als erholsam, sondern eher als Schock - von einem klar durchstrukturierten Tagesablauf beim Bundesheer. Es fiel ihm schwer, sich selbst zu motivieren. Lange schlafen und ein unstrukturierter Tagesablauf waren sein neuer Alltag und das obwohl er wusste, dass er bald mit seinem Studium beginnen und wieder eine Aufgabe haben wird. Der langzeitarbeitslose Interviewpartner 01 erlebt seinen Alltag als langweilig und isolierend. Wenn er von seinem normalen Tagesablauf spricht, endet die Chronologie nach dem Aufstehen und dem Zähneputzen beim Frühstück. Er verbringt den ganzen Tag auf der Couch und schaut fern, „*wenn du das ganze Fernsehprogramm schon auswendig kennst*“. Auch Interviewpartner 04 erzählt davon, dass er in den Monaten seiner Arbeitslosigkeit nicht viel unternommen hat. Er hat viel geschlafen und sich hin und wieder mit Freunden getroffen.

Arbeit als strukturierendes Element zeigt sich demnach für alle vier InterviewpartnerInnen als zentrale Bedeutung von Arbeit und unabhängig von soziodemographischen Hintergründen und Form der Arbeitslosigkeit.

Arbeit trägt weiter auch zur Selbstaufwertung bei. Alle vier InterviewpartnerInnen erlebten ihre Arbeitslosigkeit, auch wenn sie sie nicht so nannten, als hemmend und teilweise psychisch belastend. Selbstaufwertung durch Arbeit und das Gefühl Teil der Gesellschaft zu sein, kann demnach als eine weitere objektive Sinnstruktur verstanden werden; denn auch sie lässt sich in allen vier Interviews, wenn auch in unterschiedlicher Intensität, finden.

6.2.4 Objektive Sinnstruktur 4: Arbeit zur Selbstaufwertung und Integration in die Gesellschaft

Das Gefühl etwas zu leisten und die Zeit sinnvoll zu nutzen sind ebenfalls Funktionen, die Arbeit für alle vier InterviewpartnerInnen hat. Das Gefühl etwas wert zu sein geht unter anderem mit der Tatsache eine Arbeit zu haben einher. Interviewpartnerin 03 spricht über ihre eigenen Erfahrungen als Arbeitslose:

„Weil ohne Job heut zu tage, seien wir uns ehrlich, ohne Job bist du nichts, heute, in dieser Gesellschaft. Wenn du sagst, ich bin arbeitslos, dann schauen dich alle so an ((schaut herablassend)) und achso, du arbeitest nicht? Aber es ist eigentlich nicht deine Schuld ((klatscht einmal mit den Händen)) weil/“ (I03: Zeile 184-187).

Auch fühlen sich die InterviewpartnerInnen wohler, wenn sie das Gefühl haben, durch Arbeit mit der Gesellschaft verbunden zu sein. Arbeit hat demnach die Bedeutung etwas für sich und gleichzeitig für die Gemeinschaft zu tun. Sie gibt dem Individuum vermeintlich die Erlaubnis, von dem Gemeinsamen profitieren zu dürfen und etwas am Laufen zu halten, wie auch Interviewpartner 04 herausstreicht:

„was ich einfach wo ich sozusagen ausgeholfen habe damit ein gewisse ja damit etwas funktioniert damit etwas boa das ist ((6)) ganz kurz und banal ich tu was und krieg Geld dafür ((lacht))“ (I02: Zeile 353-355)

Interviewpartner 02 würde sich selbst später gerne in der Rolle des Philosophen sehen, der mit seinen Werken Wissen an die Gesellschaft zurückgibt. Interviewpartner 01 nennt explizit, dass er gerne eine Arbeit hätte, weil er eine Aufgabe braucht und sich nicht nutzlos fühlen möchte:

Der Mensch braucht eine Aufgabe, Mensch ist ein Gewohnheitstier mehr oder weniger und man braucht einfach eine Aufgabe, man fühlt sich dann nicht nutzlos. Also mir geht es zumindest so, ich sitze schon oft zuhause und denke mir, schon wieder der unnötige Film, oder die Serie oder was auch immer, und allein deswegen schon, möchte man dann mit der Zeit selber irgendwas machen [...]“ (I01: Zeile 416-424).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Arbeit im Besten Fall zur Sinngenerierung in Form von Selbstverwirklichung und -erfüllung führt. Als Indikatoren dafür werden physisches und psychisches Spüren (Interviewpartnerin 03) oder die Gewissheit, dass das, was man macht, auch gut zu können, wie bei Interviewpartner 04 genannt. Arbeit schafft Identität, gibt dem Individuum eine Rolle, integriert es in die Gesellschaft und wertet so das eigene Selbstwertgefühl auf. Stigmatisiert fühlten sich jedoch nur Interviewpartner 01 und Interviewpartnerin 03, jene, die sich auch selbst als arbeitslos bezeichneten. Die beiden jüngeren Interviewpartner 02 und 04 hingegen, die sich lediglich beim AMS arbeitslos gemeldet hatten, um in ihrer selbstgewählten „Auszeit“ versichert zu sein und Arbeitslosengeld zu beziehen, waren Stigmatisierung von außen nicht ausgesetzt und sprachen auch über keine weiteren psychischen bzw. physischen Beschwerden.

Welche Schlüsse können nun aus der Kenntnis über die vier generierten objektiven Sinnstrukturen gezogen werden? Welchen Beitrag leisten die Erkenntnisse für den momentanen wissenschaftlichen Diskurs Arbeit? Diesen Fragen und Überlegungen wird in der anschließenden Diskussion nachgegangen, welche mit der Beantwortung der Forschungsfrage ihren Abschluss findet.

7. Diskussion & Beantwortung der Forschungsfrage

Arbeit zu haben scheint eine „erstrebenswerte“ Sinnstruktur zu sein. Dass die InterviewpartnerInnen Teil dieser Sinnstruktur sein wollen, wird zusätzlich deutlich, wenn man sich die genannten abwertenden Bemerkungen und Stigmatisierung von Arbeitslosigkeit sowohl in Bezug auf sich selbst, als auch auf andere genauer ansieht. Mittels der Phänomenologie nach Berger und Luckmann (2012) lässt sich sagen, dass der Mensch daran interessiert ist, Teil der positiv konnotierten Werte bzw. Sinnstrukturen einer Gesellschaft zu sein. Menschen reproduzieren diese und sanktionieren die hier abweichende Sinnstruktur „Arbeitslosigkeit“ bzw. erleben Stigmatisierung durch andere. Arbeit hat für junge Erwachsene mit Arbeitslosigkeitserfahrungen, also jene, die Stigmatisierung und Ausgrenzung durch Fremd- und Selbstzuschreibung erleben, eine zentrale Bedeutung in ihrem Leben. So hängt das subjektiv empfundene Wohlbefinden und Gesundheitsempfinden auch davon ab ob man Arbeit hat oder nicht. Dies berichten auch Kittel und Steiber (2015) in ihrem Forschungsbericht „Jung und auf der Suche nach Arbeit in Wien“ (JUSAW). Struktur im Alltag sowie das Gefühl gebraucht zu werden sind damit einhergehend zentrale Funktionen von Arbeit, wie es bereits Jahoda (1982) herausfand. Das subjektive Wohlbefinden steht im ständigen reziproken Austausch mit der Außenwelt und so wirkt sich Arbeit mit ihrer integrativen Funktion, positiv auf das Individuum aus. Man nimmt damit eine spezielle Rolle in der Gesellschaft und seinem sozialen Umfeld ein. Auch für die InterviewpartnerInnen steht Arbeit als Medium zwischen ihnen und der Gesellschaft. Wie auch bei Schmidt (2011), zeigt sich in dieser Masterarbeit, Arbeit als ein Bindeglied zwischen Individuum und Kollektiv. Neben manifesten Deprivationen wie Einkommenseinbußen und Wiedereinstiegsproblemen am Arbeitsmarkt (vgl. Jahoda 1982), zeigen sich auch latente Deprivationen (vgl. Jahoda 1982). Das Gefühl nichts zum Gemeinwohl beizutragen, dementsprechend wertlos zu sein und sozialer Rückzug, sind oftmals negative Folgen von Arbeitslosigkeit (vgl. Jahoda 1982). Dies zeigt sich auch anhand der vier InterviewpartnerInnen in dieser Masterarbeit, wenn auch in unterschiedlicher Intensität. Während für Interviewpartner 01 und Interviewpartnerin 03 Arbeitslosigkeit auch zu psychischen Beschwerden, wie „*blöde Gedanken*“ und Isolation geführt haben bzw. führen, weisen Interviewpartner 02 und 04, die sich lediglich etwas „Auszeit“ genommen haben, solche Beeinträchtigungen nicht auf. Sie können zu den 9,2 % der NEETs gezählt werden, die sich in Warteposition befinden und keine Angst haben vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen zu werden (vgl. Bacher 2013). Sie haben sichere Perspektiven und wissen wie es weiter gehen soll. Jedoch berichten auch sie von dem Verlust von

Tagesstruktur und Motivation im Allgemeinen - auch für andere Lebensbereiche, wie etwa ihre Freizeitgestaltung.

Neben dem integrativen und strukturgebenden Charakter von Arbeit, dürfen dabei subjektive Bedeutungen nicht außer Acht gelassen werden. Wie auch der Existenzanalytiker Frankl (1959) herausfand, ist Sinn im eigenen Handeln zu sehen, für Menschen äußerst wichtig. Diese Grundannahme lässt sich auch auf Arbeit anwenden. So bestärkt auch Rössler (2012), dass Menschen eine Arbeit als bedeutungsvoll bzw. sinnvoll erachten, wenn sie damit ihre Talente und Stärken ausleben können. Der Wunsch den eigenen Fähigkeiten und Interessen in und durch Arbeit Ausdruck zu verleihen und somit Sinn in der eigenen Tätigkeit zu sehen, wird von allen vier InterviewpartnerInnen, obgleich sehr unterschiedlicher Sozialisationen, deutlich genannt. Interviewpartner 01 ist „*Spaß*“ an der Arbeit zu haben, das wichtigste; Interviewpartner 02 möchte sein Interesse an der Philosophie ausleben und später sein Wissen an die Gesellschaft zurückgeben. Interviewpartnerin 03 sieht dann Sinn in ihrer Arbeit, wenn sie „*spürt*“, dass sie anderen mit ihrer Tätigkeit etwas Gutes tun kann. Interviewpartner 04 weiß über die ökonomischen Zwänge arbeiten gehen zu müssen Bescheid, möchte sich jedoch durch Arbeit „*seine Träume*“ verwirklichen. Das Aufsplitten in intrinsische und extrinsische Arbeitsmotivationen, wie sie einigen Forschungsdesigns zugrunde liegt (vgl. Schwartz 1982; vgl. Gallie 2007;), erweist sich bei einer tiefergehenden Analyse der Bedeutung von Arbeit als wenig hilfreich. Es zeigen sich bei allen vier InterviewpartnerInnen aufgrund des dualen und verbindenden Elements von Arbeit zwischen Individuum und Kollektiv meist Mischformen. Der Wunsch nach Spaß, Freude, und einer Tätigkeit, die man auch wirklich machen möchte und die man gut kann, sind dabei zentrale intrinsische Motivationen (Schwartz 1982; vgl. Gallie 2007). Allerdings erweisen sich der Wunsch nach Anerkennung und den Erwartungen anderer zu genügen, sowie Geld, ebenfalls als wichtige Formen der Gegenleistung, welche man in der Literatur zu den extrinsischen Motivationen zählt (Schwartz 1982; vgl. Gallie 2007). Auch die Frage nach der Zentralität von Arbeit im Vergleich zur Freizeit erweist sich als zu wenig tiefgehend, wenn es um die Bedeutung von Arbeit geht (vgl. Freericks/Brinkmann 2015; Vanteenkiste et.al 2005). Eine Trennung von Arbeit und Freizeit wird lediglich von Interviewpartnerin 03 vorgenommen als sie von unregelmäßigen Arbeitszeiten in ihrem vorherigen Job erzählt. In diesem Zusammenhang spricht sie davon wenig Zeit für sich gehabt- und körperlich unter den Unregelmäßigkeiten gelitten zu haben. Ihr Bedürfnis nach einem ausgewogenen Arbeit-Freizeit-Verhältnis erinnert an Werte, welche der Generation Y nachgesagt werden (vgl. Krahn et al. 2014). Die drei männlichen Interviewpartner unterscheiden bei ihren subjektiven Bedeutungen von Arbeit nicht zwischen Arbeit und Freizeit und allen vier InterviewpartnerInnen ist gemein, dass es um die Ausübung ihrer Fähigkeiten und Interessen

geht. Würde einerseits auf subjektive Bedürfnisse Rücksicht genommen werden, sowie auf die Erkenntnis, dass Jobs intersubjektiv bewertet werden (vgl. Berger/Luckmann 2012; Rössler 2012), müsste auch der Frage nach dem Maß an persönlichem Einsatz in der Arbeit (vgl. Pratt/Ashforth 2003) nicht nachgegangen werden. In dem kürzlich erschienenem Buch „bullshit-jobs: a theory“, schreibt David Grabner (2018) über künstlich erschaffene Jobs, die nur zur Systemerhaltung dienen. Ihm zufolge hinterlassen, „sinnlose“ Jobs, sowohl beim Individuum, als auch auf gesellschaftlicher Ebene „Narben“.

Wie kann also die formulierte Forschungsfrage anhand der Ergebnisse beantwortet werden?

In dieser Masterarbeit wird der Frage nach der latenten Bedeutung von Arbeit für junge Erwachsene, die bereits früh Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit gemacht haben, nachgegangen. Dazu formulierte ich folgende Frage:

Welche objektiven Sinnstrukturen liegen hinter den subjektiven Sinnzuschreibungen an Arbeit für junge Erwachsene in Wien im Alter zwischen 18 und 35 mit unfreiwilligen und freiwilligen Arbeitslosigkeitserfahrungen?

Diese zielte darauf ab, herauszufinden ob sich beim Thema Arbeit Gemeinsamkeiten in den Bedeutungen zwischen jungen Erwachsenen finden lassen, die sehr unterschiedliche Erfahrungen mit Arbeit und Arbeitslosigkeit gemacht haben. Bei einem Aspekt wie Arbeit, der bei vielen Menschen einen Platz im Leben einnimmt und sich durch Fremd- und späteres Selbsterleben durch die gesamte Sozialisation zieht (vgl. Berger/Luckmann 2012), stellte ich die Vermutung auf, dass Menschen auf ähnliche Wissensvorräte (vgl. Schütz 1960) zurückgreifen, bzw. ähnlich sozial konstruierten Sinn (vgl. Berger/Luckmann 2012) internalisiert haben müssten. In Anlehnung an die sequenzielle Feinanalyse nach Oevermann (1993) konnten sowohl subjektive, als auch objektive Sinnstrukturen rekonstruiert werden.

Es zeigen sich trotz soziodemographischer Unterschiede, d.h. Alter, Geschlecht, Sozialisation und Bildungsabschlüssen, sowie unterschiedlichen Arbeitslosigkeitserfahrungen und neben den gezeigten subjektiven Bedeutungen, ähnliche Aussagen in Bezug auf die Bedeutung von Arbeit. Die Beantwortung der Forschungsfrage lautet demnach:

Es zeigen sich vier objektive Sinnstrukturen, die über subjektive Bedeutungen von Arbeit hinausgehen und verbindend wirken. Arbeit als zum Leben dazugehörig wird von keiner/keinem InterviewpartnerIn in Frage gestellt. Auch soll Arbeit der Sinnstiftung und Sinngenerierung dienen. Sinnstiftung bedeutet für die vier InterviewpartnerInnen die Auslebung der eigenen Talente und Interessen durch Arbeit. Für alle vier InterviewpartnerInnen hat Arbeit auch eine

tagesstrukturierende Funktion und sorgt so für Halt im Leben. Das Gefühl durch Arbeit ein wertvoller und integrierter Teil der Gesellschaft zu sein, zeigt sich ebenfalls bei allen vier InterviewpartnerInnen deutlich.

8. Fazit & Schlussfolgerungen

Zusammenfassend kann gesagt werden: sowohl junge Erwachsene mit freiwilligen, als auch jene mit unfreiwilligen Arbeitslosigkeitserfahrungen haben den Wunsch der sozial konstruierten und demnach für viele Menschen in einer Gesellschaft positiv bewerteten objektiven Sinnstruktur – Arbeit haben – anzugehören (vgl. Berger/Luckmann 2012; vgl. Mead 1967). Auch die höchst abgeschlossene Ausbildung, Geschlecht und die Intensität der erlebten Arbeitslosigkeit machen keinen Unterschied. Sie erwarten sich jedoch eine Gegenleistung, die neben den integrierenden Aspekten, der Erfüllung des objektiven Sinns, auch die Erfüllung ihres jeweils subjektiven Sinns mit sich bringt. So zeigt sich anhand der vier untersuchten InterviewpartnerInnen, dass junge Erwachsene Personen in Wien, welche bereits soziale Sanktionen und Stigmatisierungen aufgrund ihrer Arbeitslosigkeit erfahren haben, grundsätzlich arbeiten wollen. Arbeit als unbewusste objektive Sinnstruktur haben sie durch ihre Sozialisationen internalisiert. Mit diesem Wissen sollte der arbeitsmarktpolitische Fokus bei der Suche nach Arbeit auf den individuellen Interessen und Talenten liegen.

Nachstehend werden der mögliche anschlussfähige Forschungsbedarf und die Restriktionen dieser Masterarbeit angeführt.

8.1 Limitationen & Ausblick

Diese Masterarbeit stellt im Rahmen eines qualitativen Forschungsdesigns keinen Anspruch auf Repräsentativität. Die vier objektiven Sinnstrukturen sind verallgemeinernde Aussagen für die vier InterviewpartnerInnen, doch können nicht auf andere freiwillig- und unfreiwillige arbeitslose jung Erwachsene angewendet werden. Ein möglicher Anschluss an diese Masterarbeit wäre, die vier objektiven bzw. latenten Sinnstrukturen in einem quantitativen Fragebogen zu erforschen und sie mittels Faktorenanalyse, welche zur Auswertung latenter Aussagen in quantitativen Forschungen herangezogen wird, zu untersuchen und so repräsentativere Aussagen zu treffen.

Die Interpretationsgruppen setzten sich aus jeweils vier Personen zusammen. Aus zwei Männern und zwei Frauen, wobei eine Frau davon in jeder Gruppe ich selbst war. Von den zwölf InterpretationspartnerInnen wiesen eine Frau und ein Mann jeweils einen Lehrabschluss auf. Ein Interpretationspartner hatte zum Zeitpunkt der Auswertungsphase bereits sein Studium der

Psychologie, und eine Interpretationspartnerin ihr Studium der Soziologie abgeschlossen. Eine Person machte bereits selbst Arbeitslosigkeitserfahrungen. Acht der Interpretationspartnerinnen und Interpretationspartnern befanden sich entweder in einem Bachelor- und oder Masterstudium. Dabei reichte die disziplinäre Vielfalt von technischen (drei Männer), über sozial- und wirtschaftswissenschaftliche Studien, bis zu Rechtswissenschaft (drei Männer, zwei Frauen). Die jüngste Interpretationspartnerin war zum Auswertungszeitraum 22 Jahre und die älteste 31 Jahre alt. Es handelt sich dabei um Freunde und Freundinnen und Bekannte meinerseits, sowie interessierte und motivierte FreundInnen von FreundInnen (Schneeballverfahren). Wichtig war für mich, dass sich die Leute innerhalb der Interpretationsgruppe untereinander nicht so gut kannten, und dass in jeder Gruppe eine bestmögliche Varietät an Disziplinen und beruflichen Hintergründen vorhanden waren. Dies gelang, unter der Berücksichtigung terminlicher Restriktionen der InterpretationspartnerInnen sehr gut. Während Paraphrasieren und Dekontextualisieren von Transkriptionsmaterial und das Reflektieren der eigenen Lebenswelt, in dem Zusammenhang, für jene mit sozialwissenschaftlichen Hintergrund gewohnter war, war es für die Informatikstudenten, die Jurastudentin und jene mit Lehrabschluss eine eher ungewöhnliche Situation. Jedoch spätestens nach der kurzen Einführung in den theoretischen Hintergrund und der Vorstellung der Forschungsfrage und Methode waren alle sehr offen und interessiert. Mir war wichtig einen Raum zu schaffen, in dem den eigenen Gedanken – ohne Abwertungen – freien Lauf gelassen werden kann. So sah ich es als meine Aufgabe, wenn es zu einseitigen bzw. abwertenden Interpretationen kam, diese zu entschärfen, und zu „normalisieren“, um alles möglichst wertfrei und offen durchdiskutieren zu können. Wenn ich den Eindruck hatte, dass zu wenig Ideen und Interpretationen zur Diskussion stunden, sah ich mich in der Rolle weitere Gedankenexperimente in die Runde zu werfen. Dies war jedoch aufgrund der vielen unterschiedlichen Interpretationen und Sichtweisen kaum nötig. Das gemeinsame Denken und Reflektieren war durchwegs sehr anregend und bereitete allen viel Spaß. Die unterschiedlichen Sichtweisen und Interpretationen waren für mich als Sozialwissenschaftlerin höchst spannend, perspektivenerweiternd und für mein Forschungsinteresse unerlässlich. Analysen der jeweiligen Gruppendynamiken, aber auch ein Beforschen der genannten Interpretationen und individuellen Bedeutungen von Arbeit (aufgrund unterschiedlicher Lebenswelten der InterpretationspartnerInnen), wären sehr interessant. Dies ist jedoch im Rahmen dieser Masterarbeit nicht möglich bzw. auch nicht das Ziel.

Ebenfalls kann, da diese Masterarbeit in ihrem Umfang begrenzt ist, auf eine Reihe von zusätzlich gewonnen Erkenntnissen nicht genauer eingegangen werden.

Es zeigt sich, dass die InterviewpartnerInnen zwischen einer legitimen und einer illegitimen Form von Arbeitslosigkeit unterschieden haben. Jene Interviewpartner, die sich lediglich zwischen

Matura und Wehrdienst und oder Studium, wie sie selbst sagten, „etwas Auszeit“ genommen haben, sehen sich in dieser Zeit nicht als arbeitslos, auch wenn sie sich beim AMS gemeldet haben. Worte wie „Auszeit“, „Freizeit“, „die letzte schöne Zeit vor dem Ernst des Lebens“ werden stattdessen gebraucht. Interviewpartner 04 spricht sogar abwertend über Personen, die sich arbeitslos melden und das System ausnützen, ohne einen Beitrag zu leisten, wohingegen er seine eigene „Auszeit“ als legitim und wohl verdient ansieht. Es lässt auf Unterschiede in Bezug auf Bildung geben. Während es nach erbrachter Leistung (hier: Matura) offensichtlich als legitim gilt, bis zum Bundesheer oder Beginn des Studiums formal arbeitslos zu sein (beim AMS als arbeitslos gemeldet) bzw. sich eine wohlverdiente Auszeit zu nehmen, ist dies bei den InterviewpartnerInnen mit Lehrabschluss nicht der Fall. Das zeigt, dass sowohl die Selbstzuschreibung, als auch die Fremdzuschreibung in Bezug auf Arbeitslosigkeit auch bei jungen Erwachsenen negativ ist. Im Gegensatz zur Erwerbstätigkeit, die mit dem Gefühl gebraucht zu werden, und etwas sinnvolles für die Gemeinschaft zu tun, bezeichnet wird. Es würde sich lohnen, sich der Frage nach „legitimer“ und „illegitimer“ Arbeitslosigkeit unter der Berücksichtigung von Bildung(-abschlüssen) in weiteren Forschungsdesigns anzusehen. Mittels eines diskurstheoretisch gerahmten Forschungsprojekts ließe sich der allgemeine Diskurs zu „verdienter“ und „nicht verdienter“ Arbeitslosigkeit in Bezug auf Bildung analysieren. Wie wird die „Auszeit“ von MaturantInnen zwischen Abschluss der Schule und Beginn des Studiums oder des Wehrdienstes in der Gesellschaft bewertet? Wie wird eine „Auszeit“ nach der Lehrabschlussprüfung im Vergleich dazu bewertet?

Eine weitere interessante Erkenntnis, was sich in Folge der Auswertung in dieser Masterarbeit gezeigt hat, ist die Tatsache, dass einer Erwerbsarbeit auch neben dem Studium nachzugehen für zwei der ausgewählten InterviewpartnerInnen zum „guten Ton“ gehört. Auch hier wäre eine Folgestudie äußerst interessant. Womöglich vergleichend zu früheren Generationen, unter der Annahme stetiger Veränderungen am Arbeitsmarkt, z.B. durch Bildungsexpansion, einen globaler werdenden Arbeitsmarkt und dadurch entstehende prekäre Dienstverhältnisse. Auch die zunehmende Notwendigkeit, sich neben dem Studium durch berufliche Erfahrung von KonkurrentInnen am Arbeitsmarkt abheben zu müssen, wäre denkbar.

Ebenfalls interessant war, dass keineR der InterviewpartnerInnen ehrenamtliche und freiwillige Tätigkeiten oder Freizeitarbeiten wie z.B. Gartenarbeit, Tätigkeiten bei und für die Familie als Arbeit bezeichneten. Es wurden durchgehend herkömmliche Dienstverhältnisse, meistens in der Rolle des Angestellten bzw. der Angestellten genannt. Dies kann dem Forschungsdesign geschuldet sein. Möglicherweise lenkten die Tatsachen, dass sie während des

Interviews auch zu ihrem schulischen und beruflichen Werdegang und ihren Erfahrungen mit dem AMS sprechen sollten, ihre Konzentration ausschließlich auf Erwerbsarbeit.

Abschließend sei gesagt: Um über die vier untersuchten Fälle hinausreichende Aussagen zu den objektiven Sinnstrukturen treffen zu können, bedarf es weiterführender Forschung.

Literaturverzeichnis

Abraham Martin; Hinz Thomas (Hg.), 2008: Arbeitsmarktsoziologie. Probleme, Theorien, empirische Befunde. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

AMS, 2018: Fachbegriffe. Arbeitslose Personen. Arbeitslosenbestand. [http://www.ams.at/ueber-ams/medien/arbeitsmarktdaten/fachbegriffe#Arbeitslose Personen](http://www.ams.at/ueber-ams/medien/arbeitsmarktdaten/fachbegriffe#Arbeitslose_Personen), 06.12.2018

Bacher, Johann; Tamesberger, Dennis (Hg.), 2013: „NEET- Jugendliche: Eine neue arbeitsmarktpolitische Zielgruppe in Österreich“. Wirtschafts-und sozialpolitische Zeitschrift (WISO), 36, 4, 103–32.

Beck, Ulrich, 1997: Was ist Globalisierung? Frankfurt am Main: Suhrkamp

Becker, Uwe, 2015: Die Inklusionslüge. Behinderung im Flexiblen Kapitalismus. Bielefeld: Transcript Verlag.

Berger, Peter Ludwig; Luckmann, Thomas, 2012: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. 24. Auflage, Frankfurt am Main: Fischer Verlag.

Bibby, Reginald; Russell, Sarah (Hg.), 2009: The Emerging Millenials: How Canada´s Newest Generation is Responding to Change & Choice. Lethbridge: Project Canada Books.

Bittlingmayer, Uwe, 2005: Wissensgesellschaft als Wille und Vorstellung. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

Bogner, Alexander, 2012: Gesellschaftsdiagnosen. Ein Überblick. Weinheim und Basel: Belz Juventa Verlag.

Bourdieu, Pierre, 1982: Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Böhle, Fritz; Voß, Günther (Hg.), 2010: Handbuch der Arbeitssoziologie. 1. Auflage. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Brand, Jennifer, 2015: The Far-Reaching Impact of Job Loss and Unemployment. Annual Revue of Sociology 2015. 41, 359-71.

Brand, Jennifer; Burghard Sarah, 2008: Job displacement and social participation over the life course: findings for a cohort of joiners. *Social Forces* Volume 87, Issue 1, 42-211.

Castel, Robert, 2001: Der Zerfall der Lohnarbeitsgesellschaft. In: Bourdieu, Pierre, Der Lohn der Angst. Flexibilisierung und Kriminalisierung in der „neuen Arbeitsgesellschaft“. Universitätsverlag Konstanz, 14-20.

Castel, Robert, 2009: Die Wiederkehr der sozialen Ungleichheit. In: Robert Castel, Claus Dörre (Hg.), Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/New York, Suhrkamp, 21-34.

Catalano, Ralph; Goldman-Mellow, Sidra (Hg.), 2011: The health effects of economic decline. *Annual Review of Public Health*, 2011, Volume 32, 431-50.

Clark, Andrew; Georgellis, Yannis (Hg.), 2001: Scarring: The psychological impact of past unemployment. *Economica*, 2001, Volume 68, Issue 270, 221-41.

Deci, Edward; Ryan, Richard, 1985: Intrinsic motivation and self-determination in human behaviour. New York: Plenum.

Breit, Lisa 2018: Jungärzte wollen nicht mehr so hart arbeiten. Zeitungsartikel.
<https://derstandard.at/2000081158784/Jungaerzte-wollen-nicht-mehr-so-hart-arbeiten>,
06.12.2018.

Durkheim, Emile, 1893 (1992): Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Eberl, Jakob-Moritz; Lang, Alexander (Hg.), 2013: Gesellschaft und Arbeit: Untersuchungen zu Pflege und Arbeitslosigkeit. *Wirtschaft und Kultur. Schriftenreihe des Forschungsbereichs*, 2014, Nr. 14, 168-201.

Eichhorst, Werner; Buhlmann, Florian, 2015: Die Zukunft der Arbeit und der Wandel der Arbeitswelt. Econstore, 2015, IZA Standpunkte Nr. 77.

Fasching, Melitta; Moser, Cornelia, 2016: Arbeitsmarktstatistiken. Ergebnisse der Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung und der Offenen-Stellen-Erhebung. Wien: Verlag Österreich GmbH (Statistik Austria).

Feather, Norman, 1992: Expectations and actions: Expectancy-value theories in psychology. *Journal of Occupational and Organizational Psychology*, 1992, Volume 64, Issue 4, 315-330.

Flecker, Jörg, 2017: Arbeit und Beschäftigung. Eine soziologische Einführung. 1. Auflage, Wien: Facultas.

Frankl, Viktor Emil, 1959: Man's search for meaning. Boston: Beacon Press.

Freericks, Renate; Brinkmann, Dieter (Hg.), 2015: Handbuch Freizeitsoziologie. Springer Verlag.

Frey, Carl; Benedikt; Osborne, Michael, 2013: The future of employment: How susceptible are jobs to computerisation? Elsevier, 2017, Volume 114, 254-280.

Füllsack, Manfred, 2009: Arbeit. 1. Auflage. Facultas.

Gallie, Duncan, 2007: Welfare Regimes, Employment Systems and Job Preference Orientations. European Sociological Review, 2007, Volume 23, Issue 3, 279–293.

Garfinkel, Harold, 1994: Studies of Ethnomethodology. Cambridge: Polity Press.

Grabner, David, 2018: bullshit-jobs: a theory. Great Britain: Allen Lane, an imprint of Penguin Books.

Grieger, Nadine, 2016: Spezialthema zum Arbeitsmarkt. Von Arbeitslosigkeit Betroffene im Jahr 2015. http://www.ams.at/docs/001_spezialthema_0316.pdf, 06.12.2018.

Haak, René; Haak, Ulrike Maria, 2007: Arbeitswelten in Japan: Werte im Wandel, Strukturen im Umbruch. Journal Japanstudien, Japanstudien. Arbeitswelten in Japan, 2007, Volume 18, Issue1, 15-26.

Hardinger, Friedericke (Hg.), 2015: Sinn der Arbeit und sinnvolle Arbeit: Zur Einführung. Arbeit, 2015: Nr. 24, 1-2, 3-12.

Holleder, Alfons, 2002: Arbeitslosigkeit und Gesundheit. Ein Überblick über empirische Befunde und die Arbeitslosen- und Krankenkassenstatistik. Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 2002, 35/3, 411-428.

Honneth, A., 1994: Kampf um Anerkennung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Howe, Neil; Strauss, William, 2000: Millennials Rising: The Next Great Generation. New York: Vintage Books.

Husserl, Edmund, 1973: Ding und Raum. Vorlesungen 1907. Husserliana, Band XVI, Den Haag: Nijhoff.

Husserl, Edmund, 1976: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie.

Erstes Buch: Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie. Husserliana Band III/I, Den Haag: Nijhoff.

Kanungo, Rabindra, 1982: Measurement of job and work involvement. Journal of Applied Psychology, 1982, Volume 67, 341-349.

Kessler, Ronald; Turner, Blake (Hg.), 1989: Unemployment, reemployment, and emotional functioning in a community sample. American Sociological Review, 1989, Volume 54, Nr. 4, 648–657.

Kittel, Bernhard; Steiber, Nadja, 2015: Jung und auf der Suche nach Arbeit in Wien. Eine deskriptive Analyse von AMS-Zugängen im Alter von 18 bis 28 Jahren. Endbericht Modul 1. Wien: Institut für Wirtschaftssoziologie.

Krahn, Harvey; Galambos, Nancy, 2014: Work values and beliefs of „Generation X“ and „Generation Y“. Journal of Youth Studies, 2014, Vol. 17, Issue 1, 92-112.

Hyggen, Christer, 2008: Change and Stability in Work Commitment in Norway: from Adolescence to Adulthood. Journal of Social Policy, 2008, Volume 37, Issue 1, 103–123.

Isaksson, Kerstin (Hg.), 2004: Work values among the unemployed: Changes over time and some gender differences. Scandinavian Journal of Psychology, 2004, Volume 45, 207-214.

Lamnek, Siegfried, 2010: Qualitative Sozialforschung. 5. Auflage, Weinheim, Basel: Beltz Verlag.

Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang, 2008: Arbeitslosigkeit. In: Abraham, Martin; Hinz Thomas (Hg.): Arbeitsmarktsoziologie. Probleme, Theorien, empirische Befunde. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 199-239.

Luhmann, Niklas, 1987: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. 15. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Jahoda, Marie; Lazarsfeld, Paul; Zeisel, Hans, 1982: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

Jordan, Thomas, 1992: An index of the quality of life for Victorian children and youth, the VICY index. *Social Indicators Research*, 1992, Volume 27, Issue 3, 257-277.

Kytir, Josef; Stadler, Bettina, 2004: Die kontinuierliche Arbeitskräfteerhebung im Rahmen des neuen Mikrozensus. In: *Statistische Nachrichten*, 2004, 511–518.

Mandl, Christoph, 2017: Auf der Suche nach Industrie-4.0-Pionieren. Die verite industrielle Revolution im Werden. Wien: Verlag des ÖGB GmbH.

Martin, Caroyne, 2005: From high maintenance to high productivity: What managers need to know about Generation Y. *Industrial and Commercial Training*, 2005, Volume 37, Issue 1, 39–44.

Mayring, Phillip, 2015: *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken*. 12. Auflage, Weinheim: Beltz Verlag.

Mead, George, Herbert, 1968: *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Mead, George, Herbert, 1967: *Mind, Self, and Society: From the Standpoint Of A Social Behaviorist*. Chicago: University of Chicago Press.

Merton, Robert, 1968.: The Matthew Effect in Science. *Science*, 1968, Band 159, Nr. 3810. Washington DC, 56–63.

Miller, Michael; Hoppe, Sue Keir, 1994: Attributions for job termination and psychological distress. *Sage Journal*, 1994, Volume 47, Issue 3, 307-27.

Murray, Kristin; Toulson, Paul (Hg.), 2011: Generational cohorts' expectations in the workplace: A study of New Zealanders. *Asia Pacific Journal of Human Resources*, 2011, Volume 49, Issue 4, 476–493.

Noelle-Neumann, Elisabeth, 1979: *Werden wir alle Proletarier? Wertewandel in unserer Gesellschaft*. 2. Auflage. Zürich: Edition Interform Verlag.

Oschmiansky, Frank; Schmid, Günther (Hg.), 2003: *Faule Arbeitslose? Politische Konjunkturen und Strukturprobleme der Missbrauchsdebatte*. Leviathan, 2003, Volume 31, Issue 3, 3-31.

Oevermann, Ulrich, 2002: *Klinische Soziologie auf der Basis der Methodologie der objektiven Hermeneutik – Manifest der objektiv hermeneutischen Sozialforschung*. Frankfurt am Main.

Oevermann, Ulrich, 1993: Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik. In: Jung, Thomas; Müller-Doohm, Stefan, (Hg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Frankfurt am Main: 106-189.

Oevermann, Ulrich; Allert, Tilman (Hg.), 1979: Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans-Georg, Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung Stuttgart, 352-434.

Oevermann, Ulrich, 1983: Sprache und soziale Herkunft. 5. Auflage. Frankfurt am Main: Surhkamp.

Poscheschnik, Gerald; Hug, Theo, 2010: Empirisch Forschen. Über die Planung und Umsetzung von Projekten im Studium. Stuttgart: UVK/Huter&Roth Verlag.

Raab, Jürgen; Pfadenhauer, Michaela (Hg.), 2008: Phänomenologie und Soziologie: Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzung. 1. Auflage. Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Ros, Maria, Schwartz, Shalom H., and Surkiss, Shoshana, 1999: Basic Individual Values, work Values, and the Meaning of Work. Applied Psychology, 1999, Volume 48, Issue 1, 49-71.

Ross, Edward Alsworth, 1896: Social Control. In: American Journal of Sociology, 1896, Jg. 1, Heft 5, 513-535.

Rössler, Beate, 2012: Sinnvolle Arbeit und Autonomie. Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 2012, Band 60, Heft 4, 513-534.

Sagie, Abraham; Elizur, Dov, 1996: The Structure of Personal Values: A Conical Representation of multiple Life Areas. Journal of Organizational Behavior, Special Issue: Work Values Worldwide, 1996, Volume 17, 573-586.

Sennett, Richard, 1998: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Deutsch von Martin Richter. Berlin: Berlin Verlag.

Schimank, Uwe, 2007: Die “neoliberale Heimsuchung” des Wohlfahrtsstaats – Pierre Bourdieus Analyse gesellschaftlicher Exklusionstendenzen. In: Schimank, Uwe; Volkmann, Ute, (Hg.):

Soziologische Gegenwartsdiagnosen I. Eine Bestandsaufnahme. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 183-198.

Schmidt, Gert, 2011: Gebietskartierung. Soziologie der Arbeit. Soziologische Revue, 2011, Band 34, Heft 4, 411-432.

Schütz, Alfred, 1960: Der sinnvolle Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. 6. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkampverlag.

Schwartz, Adina, 1982: Meaningful work. Ethics, 1982, Volume 92, Number 4, 634-646.

Schwartz, Shalom, 1992: Universals in the content and structure of values: Theoretical advances and empirical tests in 20 countries. Advances in Experimental Social Psychology, 1992, Volume 25, 1-65.

Statistik Austria, 2018: Arbeitslose, Arbeitssuchende:

https://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/arbeitsmarkt/arbeitslose_arbeitssuchende/index.html, 06.12.2018

Turner, Bryan, 2009: The New Blackwell Companion to Social Theory. United Kingdom: Blackwell Publishing Ltd.

Ulrich, Eberhart, 2011: Arbeitspsychologie. 7. Auflage Stuttgart: Schäffer-Poeschel Verlag.

Ullrich, Carsten, 2006: Die soziale Akzeptanz der Arbeitslosenversicherung. WSI Mitteilungen, 2006, Ausgabe 14, 200-205.

Verwiebe, Roland; Seewann, Lena (Hg.), 2018: Zur Relevanz verschiedener Lebensbereiche für die Entstehung individueller Werthaltungen. Aktuelle Befunde für Österreich aus einer Mixed-Methods-Studie. Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 2018, Vol. 43 Heft 2, 179-201.

Warr, Peter, 1982: A National Study of Non-Financial Employment Commitment. Journal of Occupational Psychology, 1982, Volume 55, Issue 4, 297-312.

Winefield, Anthony, 1995: Unemployment: It's psychological costs. International Review of Industrial and Organizational Psychology, 1995, Volume 10, 169-212.

Wrzesniewski, Amy, 2003: Finding positive meaning in work. In Cameron, K. S.; Dutton, J. E., Positive organizational scholarship. San Francisco: Berrett-Koehler Publishers, Inc, 296-308.

Wynn, Brian, 1992: Public Understanding of Science. Misunderstood misunderstanding: social identities and public uptake of science. Sage Journal, 1992, Volume 1, Issue 3, 281-304.

Voswinkel, Stephan, 2000: Anerkennung der Arbeit im Wandel. Zwischen Würdigung und Bewunderung. In: Holtgrewe, Ursula; Voswinkel, Stephan (Hg.): Anerkennung und Arbeit. Konstanz: Universitäts Verlag Konstanz, 2000, 39–61.

Zablocki, Agnieszka, 2010: Fehlende Identifikation und Entsolidarisierung von Arbeitslosen auf Grund negativer Bewertungen. Diplomarbeit. Wien: Universität Wien.

Zemke, Ron; Raines, Claire (Hg.), 2013: Generations at work: Managing the Clash of Boomers, Gen Xers, and Gen Yers in the Workplace. 2nd Edition, New York: American Management Association.